

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 110 (2014)
Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

CHRISTOPH BAREITHER: *Ego-Shooter Spielkultur. Eine Online-Ethnographie*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2012 (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 45), 133 S., Ill.

Die Verknüpfung von Computerspielen – allen voran den Ego-Shootern – mit Gewalt ist ein seit Erfurt im Jahr 2002 viel bemühter Diskurs. Medienberichte, welche einen angeblichen Kausalzusammenhang aufzustellen versuchen, widmen sich jedoch erstaunlich selten der Innensicht der spielenden Individuen. Diese Einsicht mit dem Blick auf interne Bedeutungsgeflechte und Umgangsformen legt Christoph Bareither in seiner Monographie *Ego-Shooter Spielkultur* nun vor.

Die theoretischen und methodischen Grundlagen werden zu Beginn der Arbeit behandelt und ausführlich diskutiert. Grundlegend – so Bareither – ist die virtuelle Welt der Spielenden eine Kultur, welche zum Gegenstand der Arbeit wird. Hierbei wird der Alltag als Kultur produzierender Raum verstanden, welcher durch Aushandlungsprozesse von Bedeutungen und Regeln realisiert wird. Dem Spielbegriff nähert sich der Autor mit Norbert Elias' und Eric Dunning's sozialwissenschaftlichen Theorien.

Für die vorliegende Ethnographie hat sich Bareither nach eigenen Angaben circa 300 Stunden in die Online-Welt der *Counter Strike*-Spieler begeben, wodurch er nach einer gewissen Zeit in einen Clan eintreten konnte, aus dem er seine Interviewpartner rekrutierte. Dabei hat er zahlreiche informelle Gespräche dokumentiert und sieben Vielspieler aus seinem Clan befragt. Er nutzte die methodischen Grundlagen der teilnehmenden Beobachtung und des qualitativen Interviews. Hierfür gab er sich von Anfang an offen als Forscher zu erkennen (auch sein Charaktername im Spiel war «Forscher») und legte seine Beweggründe offen. Alle Forschungen wurden online durchgeführt, was dem Gegenstand der Untersuchung entspricht und ein möglichst unverzerrtes Bild verspricht.

Nach einer äusserst detaillierten Beschreibung der Spielprozesse und -handlungen in *Counter Strike*, welche durch ein Glossar im Anhang noch verständlicher gemacht wird, wendet sich Bareither Stück für Stück komplexeren Analysen zu, immer gespickt mit Zitaten und Auszügen aus Interviews und Chat-Unterhaltungen. Sich an Geertz' Erläuterungen zur dichten Beschreibung haltend, schildert er die Umgangsformen und den virtuellen Alltag von *Counter Strike*-SpielerInnen neutral und unvoreingenommen. Hierzu bemüht er ausserdem Geertz' *Common Sense* Begriff, um die Eigenständigkeit der untersuchten Subkultur besser zur Geltung bringen zu können. Er geht auf Profilierungsprozesse ein, analysiert Genderverhalten und andere Praktiken der Konversation, zeigt dabei Macht- und Normierungsprozesse auf. Im Zusammenspiel eines Clans zeigt er die verschiedenen Wege auf, welche ein Spieler einschlagen kann (beispielsweise als professioneller Spieler an eSport Ligen) und welcher Sinn und welche Bedeutung der Online-Gemeinschaft zugeschrieben wird.

Immer mehr Menschen verbringen einen Teil ihrer Freizeit am Computer und mit digitalen Spielen. So ist es für ein umfassendes Verständnis der Alltagskultur in «unserem» Vielnamenfach nötig, dies zu berücksichtigen. Bareither trägt hiermit einen wichtigen Teil zur Alltagskulturforschung bei, legt einen Grundstein zum ethnographischen Verständnis einer Online-Kultur, welche wichtig für weitere Untersuchungen anderer Onlinespiele und -konzepte sein kann. Authentizität verleiht er der Arbeit durch die unverändert übernommene Sprache beispielsweise aus den Chatprotokollen, welche einen intimen Einblick in eine für viele (noch) unbekannte Welt zeigt. Die einzelnen Personen und die Konstruktion des virtuellen Alltags, Bedeutungszuweisungen und Zusammenspiel sowie Umgang stehen hierbei immer im Vordergrund. Dazu ist der Text leicht lesbar und unterhaltsam, gleichzeitig aber komplex und lehrreich und zeigt, dass hinter Pixeln und Polygonen immer Menschen stecken, welche sich durch eine Spielsoftware eigene soziale Konstrukte des Zusammenlebens erschaffen.

Vera Sloof

CHRISTOPH BAREITHER, KASPAR MAASE, MIRJAM NAST (Hg.): *Unterhaltung und Vergnügung. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkultur*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2013, 212 S., Ill.

Die auf dem DGV-Kongress in Tübingen 2011 gegründete Kommission *Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung* hat nun den Band zu ihrer ersten Tagung von Juni 2012, ebenfalls in

Tübingen, vorgelegt. Dabei kann man sich schon etwas verwundert fragen, warum es eine solche Kommission erst seit so kurzer Zeit gibt? Die vergnügliche Seite der Populärkultur ist doch, zumindest gefühlt, ‚schon immer‘ ein Hauptanliegen des Faches gewesen, denn, wie Kaspar Maase es treffend fasst, «Populärkultur – das ist doch das halbe Leben» (S. 24).

Diese Frage stellen auch die HerausgeberInnen in ihrer Einleitung. Ob ihre These, dass das «größte Hemmnis» der auch noch nach der Reform des Faches vom Volkstumsparadigma verstellte Blick war, der die vergnüglichen Aktivitäten nur insoweit wahrnehmen konnte, «als sie sich [...] auf vorindustrielle Traditionen zurückführen ließ» (S. 10), wirklich hinreichend ist, ist wohl nur schwer eindeutig abzuschätzen. Ungeachtet dessen stellen die HerausgeberInnen die Anschlussstellen der Arbeit der neuen Kommission zur früheren Forschung schon im Aufbau des Bandes deutlich heraus, der durch Hermann Bausinger eingeleitet wird und auch einen erstmals 1994 erschienen Text von ihm wiederabdruckt. In diesem Sinne betont *Bausinger* im Vorwort seine Neugierde auf neue Forschungen in einem veränderten Untersuchungsfeld mit anderen Methoden und neuen theoretischen Vorgaben, dennoch käme man wohl nicht ganz «ohne das Recycling älterer Befunde» aus (S. 7). Der erste, vornehmlich konzeptionelle Teil des Bandes ist eben dieser Feineinstellung von Innovation und Recycling gewidmet und leistet damit die für die beginnende Arbeit einer neuen Kommission notwendige begriffliche Selbstverständigung und Verortung innerhalb des Faches.

Dieser Frage gehen die HerausgeberInnen in ihrer Einleitung nach, wenn sie nach den «produktiven Linien volkskundlicher Populärkulturfor­schung» (S. 10) fragen. Sie arbeiten am Beispiel der Forschung zu populären Lesestoffen einen spezifischen «Denkstil des Faches in Sachen populärer Unterhaltung und Vergnügung» (S. 10) heraus, dessen konstitutives Merkmal eine «gewisse Gelassenheit gegenüber der scharfen zeitgenössischen Kritik an Massenkultur und Massenmedien» sei, die sich «in einer Art Urvertrauen in die Anpassungskräfte des Volkslebens, das sich schon immer mit neuen Bedingungen arrangiert und zugleich das von außen Eindringende nach seinen Möglichkeiten und Präferenzen aktiv umarrangiert habe» (S. 12), gründe. Vor allem der Ansatz der britischen Cultural Studies habe sich gut mit diesem Denkstil der volkskundlichen Tradition verbinden und so die Spezifik eines kulturwissenschaftlichen Blickwinkels ausmachen können (S. 12), der bei aller Zeitgebundenheit und «problematische[n] Erbschaften» immer noch «aufmerksame Durchsicht» verdiene und zu «anregenden Funden» führe (S. 15).

Kaspar Maase stellt daraufhin in seinem konzeptionellen Beitrag einen elaborierten begrifflichen Rahmen für die systematische Auseinandersetzung mit Populärkultur vor. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass verschiedene existierende Definitionsangebote der Populärkultur für eine kulturwissenschaftliche Forschung nicht zweckmässig, da zu statisch seien (S. 25). Für den kulturwissenschaftlichen Zugriff könne Populärkultur «kein eindeutig abgrenzbares Korpus von Werken und Veranstaltungen» mit spezifischen «innere[n] Qualitäten» (S. 26) sein. Maase schlägt stattdessen einen pragmatischen Zugriff auf einen «Kernbereich» der Populärkultur nämlich «das Feld massenhaft genutzter Künste und Vergnügungen» als Ausgangspunkt vor, um es anhand dreier Aspekte zu systematisieren. Diese Aspekte sind 1. Relationen, 2. Dynamiken, und 3. Familienähnlichkeiten (S. 28). Populärkultur sei (1.) nur im Beziehungsgeflecht mit anderen «artistic cultures» (Naremore/Brantlinger) und den sie verbindenden oder voneinander abgrenzenden Prozessen kultureller Zuordnung zu verstehen (S. 28f.), müsse über die symbolische Ebene hinaus aber (2.) auch «als nur in Interaktionen bestehendes Netzwerk von Dingen und Aktivitäten» (S. 30) gefasst werden, das sich aus ökonomischen, materiellen, diskursiven und pragmatischen Aspekten zusammensetze. Dies soll jedoch keine «Checkliste» sein, sondern ein «Suchscheinwerfer im Feld des möglicherweise Populären» (S. 34), welches (3.) wohl besser mit Wittgensteins Begriff der Familienähnlichkeiten zu fassen sei als mit eindeutigen Definitionen (S. 35). Maase bringt seine Überlegungen in der Wendung auf den Punkt, dass die Kulturwissenschaft nicht «Was ist Populärkultur», sondern «Wann geschieht ein Phänomen populärer Kultur» fragen sollte» (S. 36). So wird der Fokus auf die «sinnliche Erfahrung und mentale Aneignung der kreativen Produktion» und «Möglichkeiten zu eigener genussvoller Aktivität» (S. 27) gelegt und die konkrete Praxis sowie das räumlich und zeitlich spezifische Erlebnis der sich vergnügenden Menschen als Blickfeld einer kulturwissenschaftlichen Populärkulturfor­schung benannt.

Dieser Systematisierung folgt auch der weitere Aufbau des Bandes, der sich im zweiten Teil mit *Orten und Praktiken* und im dritten Teil mit dem *Vergnügen in der und an der Geschichte* auseinandersetzt.¹ Der letzte Abschnitt greift dann mit der Medienforschung den fachgeschichtlich vermutlich am dichtesten bearbeiteten Teil der Populärkultur auf, verschiebt den Akzent dabei aber nochmals stärker auf die bei Maase benannten sinnlichen Aspekte und Erfahrungen. Gerade das konzeptionelle Einbeziehen des «Erlebens» und «Erfahrens» als aktive Praxis lässt sich in vielen

Beiträgen als ein wichtiger innovativer Impuls des ersten Zwischenstandes der Kommissionsarbeit festhalten, der jedoch, daher ja auch der Reiz neuer Konzepte und Begriffe, zunächst mehr Fragen aufwirft als beantwortet. *Christoph Bareither* versucht im abschliessenden Beitrag des Buches am Beispiel von Computerspielen einige dieser Fragen anzugehen, indem er einen Begriff des Vergnügens skizziert, der sich stärker als der Begriff der Vergnügung auch auf «Erlebnis- oder Erfahrungsdimensionen» beziehe (S. 196). Diese begrifflichen Vorüberlegungen müssen sicherlich durch weitere empirische Arbeiten ausgebaut werden², so dass Bareithers methodologische Überlegungen zur Ethnographierbarkeit von Erfahrungsqualitäten als wichtiger Anknüpfungspunkt erscheinen.

Auch wenn ethnographische Ansätze – ausser möglicherweise in autoethnographischen Erkundungen (S. 205f.) – das «tatsächlich Erlebte» nie einfangen können, könnten sie jedoch die Verschiedenheit und Spezifität der Erfahrungsqualitäten des Vergnügens aufzeigen, indem sie «Verweise auf dieses Erlebte in den die spezifischen Erfahrungen umgebenden Praktiken, Regeln, Bedeutungen, Umgangsweisen, Artikulationen und Narrativen finden und sie zur Ausdifferenzierung des jeweils in den Blick genommenen Vergnügens nutzen» (S. 208). Sie dienen also «weniger zu Be- als zur Umschreibung spezifischer Erfahrungsqualitäten» (S. 208f.). Dieser abschliessende Beitrag ist an der Schnittstelle der «besonderen Herausforderungen» situiert, die die HerausgeberInnen für die Arbeit der Kommission sehen: die Emotionsforschung und die Internetforschung (S. 21). Damit weisen sie sowohl ein neues Forschungsfeld als auch eine neue Forschungsperspektive als Aufgaben für eine zukünftige Populärkulturforschung aus, die viele Überschneidungen mit Fragen aus anderen Bereichen des Faches aufweisen und eine Richtung aufzeigen, in der auch für das Fach als Ganzes produktive Fragestellungen warten.

Maximilian Jablonowski

BELLWALD, WERNER: Die Bauernhäuser der Kantons Wallis Bd. 3.2: Sägen, Schmieden, Suonenwächterhäuser. Gebäude und Gesellschaft im Wandel. /Les maisons rurales du Valais. Forges, foulons et fours à pain. Des bâtiments et une société en transformation. Visp: Rotten Verlag, 2011 (Die Bauernhäuser der Schweiz Bd. 15.2, hrsg. von der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde), 391 S., Ill.

Der Kanton Wallis hat sich mit diesem Band, der anschliesst an denjenigen zu den Walliser Landwirtschaftsgebäuden (Bd. 15.1) ein besonderes Geschenk gemacht, und die schweizerische Bauernhausforschung hat eine Erweiterung erfahren. Sie bleibt vielleicht im schweizerischen Kontext einmalig, ist aber von exemplarischer Qualität und macht hoffentlich anderswo Schule. Das Besondere ist, dass es hier nicht primär um Gebäude geht (obwohl es Zweckbauten sind oder waren), sondern um die Menschen, die sie brauchen resp. brauchten für ihre Arbeit, ihre handwerklichen Tätigkeiten im Rahmen des dörflichen Alltagslebens und dessen Wandel. Das ist ein Perspektivenwechsel äusserlich erst auf den zweiten Blick erkennbar an den Portraitaufnahmen einzelner Menschen, Frauen und Männer, die zwischen die Haus- und Dorfansichten gestreut sind und deren Arbeitserinnerungen und Kurzbiographien sich im Text finden. Voraussetzung dafür bildete ohne Zweifel eine jahrelange ethnographische Forschung von Dorf zu Dorf, durch den ganzen Kanton, mit Wissbegier, aufmerksamem Blick und menschlichem Respekt – und eine gute Fotoausrüstung. Der überwiegende Teil der über 600 Aufnahmen stammt vom Autor selbst.

Der erste Teil widmet sich, nach einer knappen wirtschaftshistorischen Einführung, dem ländlichen Gewerbe in seiner ganzen Vielfalt, wie es sich nach Auflösung der Feudalherrschaft auf privater und kommunaler Ebene entwickelte. Teils wanderten vom Ausland Spezialisten ein, teils waren es Eingesessene, die selten haupt-, mehrheitlich nebenberuflich und in Kleinbetrieben tätig waren, immer eng mit dem dörflichen Leben und Wirtschaften verbunden: «Es gab zwischen dem Genfersee und dem Rhonegletscher kaum ein Dorf, in dem nicht mindestens zwei, drei Gewerbe und zusätzlich die eine oder andere kollektive Einrichtung zu finden waren.» Dabei bildeten sich keine Schwerpunkte wie in anderen Alpengebieten, sondern die Gewerbelandschaft ist gekennzeichnet «von weit gestreuten, heterogenen Einmannbetrieben [...] die Rohstoffe und Produkte in der unmittelbaren Umgebung finden und anbieten (S.194).» Das zeigt sich in oft einfachsten, selbst hergestellten und kreativ den Bedürfnissen angepassten Geräten und erfinderischen baulichen Lösungen (Ein-, Aus- und Umbauten), Weiterverwendungen und Adaptionen an neue technische Möglichkeiten (Elektrizität). Eine funktionale architektonische Ausdifferenzierung dieses Baubestands fehlt ebenso wie eine Ästhetisierung. Bellwald deutet diese bemerkenswerte Tatsache, sicher zu Recht, als «freiwillige Beschränkung aufgrund limitierter Ressourcen» (S.195). Das erklärt auch die bisherige Nichtbeachtung solcher Bauten in der gängigen Hausforschung. Nicht nur die Vielfalt, sondern auch die Vielzahl der Betriebe erstaunt. So vermag der Autor für die Gerberei, die für Kleidung, Transport, Viehhäl-

tung und für Häute als Handelsware von grosser Bedeutung war, in 30 Gemeinden ebenso viele Gerbereien nachzuweisen, mit einer Fülle von Einzeldaten. Unverzichtbar waren die textilverarbeitenden Gewerbe als Grundlage für die Hauserzeugung der Kleidung: Färbereien und Walken. Eigene Gebäude, meist im Dorfzentrum, erforderten die Sennereien. In Gemeindebesitz standen oft die Schmieden, gemeinsam genutzt wurden Wasch-, Schlacht-, Back- und Räucherhäuser. Wie man sich die Arbeit aufteilte, wie man das nötige Wissen dafür erwarb und an die nächste Generation weitergab, erzählen ehemalige Besitzer und Betreiberinnen.

Der zweite Teil *Gesellschaft und Gebäude im Wandel* lässt sich in einem Satz resümieren: «Wie dem Bauernhaus die einstigen Bewohner abhanden gekommen sind, so fehlen den Gewerbebauten seit Jahrzehnten die Produzenten und die Konsumenten (S.196).» Der Autor zeichnet die technischen, wirtschaftlichen, verkehrsbezogenen, aber auch gesetzlichen Veränderungen nach, die in Wechselbeziehung mit den Menschen und ihren Bedürfnissen diesen Umbruch verursacht haben. Er bemüht sich auch, die bestehenden Klischeevorstellungen von einer vorindustriellen Walliser Gesellschaft aufzulösen: Diese war nie allein von der Natur determiniert, sie war nicht abgeschlossen, weder kulturell noch sozial homogen (nämlich *primitiv*), und sie war auch nicht statisch. Aber die industrielle Revolution setzte einen Wandel in Gang, der radikaler, tiefer, umfassender und rascher verlief als alle bisherigen Veränderungsprozesse. Er veränderte die Räume, die Landschaft, die Distanzen, die Arbeit, das geistige und soziale Leben – und das heisst: er veränderte die Menschen, ihre Anschauungen und Werthaltungen. Für die Bauten (gerade auch die einfachen und wohl billigeren Zweckbauten) hatte das zur Folge, dass aktuell kaum mehr unveränderte Substanz existiert. Was nicht abgerissen oder zerfallen ist, wurde und wird (meist bis zur Unkenntlichkeit) verändert. Dabei prallen Meinungen und Wünsche aufeinander, und es werden ästhetische Vorstellungen manifest, die ohne Bindung an das Gewordene auf medial vermittelte, beliebig verfügbare Idealbilder rekurren oder eine fiktive Tradition, eine immaterielle (private, nur vermeintlich lokale) kulturelle Heimat zu konstruieren suchen. Bellwald versucht, dem durch Augenöffnen entgegen zu halten mit einer Fülle aufschlussreichen Bildmaterials, mit Zitaten und mit Hinweisen auf mögliche und gelungene Neuanfänge. Er tut dies ohne Larmoyanz, mit oft kühlem und eher verständnisvollem als ironischem Blick, und er untermauert seine Ausführungen mit harten Daten.

Man würde dem Reichtum an Bildern, an Geschichten, an Fakten, den dieser Band ausbreitet, und der Differenziertheit der Argumentation Unrecht tun, wollte man versuchen, Besonderes herauszugreifen oder das Ganze auf wenige Zeilen zu komprimieren. Der Wert und der Reiz der Lektüre liegen sowohl in den einzelnen Beispielen wie an den klar herausgearbeiteten allgemeinen Verlaufslinien. Die Suche nach Speziellem ist, dank sorgfältiger Aufschlüsselung, ebenso möglich wie das fortlaufende Lesen. Die Rezensentin verspricht Jedem und Jeder, die es wagen, erwarteten und unerwarteten Gewinn.

Christine Burckhardt-Seebass

KAROLINE BISCHOFF, KAROLINE OEHME-JÜNGLING und WALTER LEIMGRUBER (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: Haupt Verlag, 2014 (UTB, Kulturwissenschaft), 576 S, Ill.

Was ist Kulturanthropologie? Wie unterscheidet sie sich von anderen Sozialwissenschaften? Sicher in einer Einführung, die sich «Methoden der Kulturanthropologie» nennt, dürfen solche Fragen nicht unbeantwortet bleiben. Sie lassen aber auch erahnen, dass Methodenbücher immer auch nicht ganz unproblematische Gralshüter der Fachidentität sind, welche die LeserInnen auf *die* Kulturanthropologie und ihren disziplinären Claim einschwören. Gemäss den HerausgeberInnen des hier besprochenen Bandes, die dem Umkreis des Basler Seminars für Kulturwissenschaften und Europäische Ethnologie entstammen, unterscheidet sich die Kulturanthropologie von verwandten Disziplinen «durch ihr spezifisches Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand und Forschungsprozess» (S. 17). Den Methoden käme demnach eine programmatische Bedeutung zu. Um ihr Erlernen und Erproben im Rahmen des Studiums geht es in dem Buch dann auch. Dies ist aufwendig und erfordert Zeit, die den Studierenden im Rahmen von Bologna kaum zur Verfügung steht. Ziel war es, wie es in der Einleitung heisst, für diese Rahmenbedingungen ein geeignetes «Lehr- und Lernmittel» (S. 9) zu konzipieren.

In der Tat bietet das Buch einen sehr umfassenden Überblick der ethnographischen Methoden sowie des gesamten Forschungsprozesses. Die einzelnen Beiträge sind aufeinander abgestimmt und mit Querverweisen versehen. Neben den Klassikern des Faches – teilnehmende Beobachtung und verschiedene Interviewtypen – werden historische, biographische, visuelle und (im-)materielle Forschungsmethoden ausführlich beschrieben. Präferierter ‚Forschungsstil‘ ist dabei immer wieder die

Grounded Theory, der als Auswertungsmethode auch ein eigener Abschnitt gewidmet wurde. Sehr umfangreich ist das Kapitel zur visuellen Forschung. Das Kapitel widmet sich nicht nur der Erforschung von Bildern, sondern behandelt auch das Forschen mit Bildern (Mental Maps, narrative Raumkarten, Film- und Fotoelicitation) sowie den ethnographischen Film ausführlich. Darüber hinaus bietet das Buch praktische Anleitung zur Konzeption eigener Forschungsvorhaben, die die Schritte vom Forschungsinteresse hin zu konkreten Forschungsfragen und -designs beschreiben. In den Abschnitten zur Organisation und Umsetzung von Projekten wird die Zusammenarbeit in Gruppen hervorgehoben, die bei knappen Zeitbudgets ein multiperspektivisches Design erlaubt. Dabei werden auch praktische Tipps für das (gemeinsame) Schreiben und die Arbeit am Text gegeben.

Die Kapitelfolge des Buches orientiert sich an den Phasen des Forschungsprozesses. Jedem Kapitel ist eine einleitende und zusammenfassende Übersicht vorangestellt. Textkästen erklären wichtige Begriffe und fassen Kernaussagen griffig zusammen. Und kleine einfache Übungen fordern dazu auf, die beschriebenen Methoden und Arbeitsschritte auszuprobieren. Eine weitere didaktische Besonderheit des Bandes ist die Darstellung der Methoden und Arbeitsschritte: Sie werden nicht abstrakt und trocken beschrieben, sondern anhand von konkreten Forschungsprojekten veranschaulicht. Dies steigert nicht nur Verständlichkeit und Lesevergnügen, sondern bietet auch Einblicke in die konkrete Forschungspraxis der AutorInnen. Deutlich wird dabei, dass Methoden nicht einfach Werkzeuge sind, die man nur auf einen beliebigen Gegenstand anzuwenden braucht, sondern dass sie stets an die Forschungsfragen, Untersuchungsgegenstände und Felder angepasst werden müssen. Immer wieder werden das Fehlermachen, das Gebastel sowie die Ambivalenzen des Forschungsprozesses betont, der tendenziell ungesättigt und offen bleibt. Das Buch macht deutlich, dass diese Erfahrungen nicht unbedingt vom Scheitern zeugen, sondern zentrale Elemente der Forschungsarbeit sind, die nicht einfach ignoriert werden dürfen, sondern als bedeutsam in die Forschung mit einbezogen werden müssen.

Die Reflexion des Forschungsprozesses und die Rolle des Forschers werden im letzten Kapitel behandelt, das auch auf die Bedingungen der Wissenschaften und die epistemologische Dimension der Methoden eingeht. Dort wird auch die Bedeutung der Methoden für die Fachidentität reflektiert: «Die Kohäsion der [akademischen; bgr] Disziplin sowie die Disziplinierung ihrer Mitglieder finden [...] in nicht unbedeutendem Maß über Methodendebatten und Methodenausbildung statt. (S. 554)» Dies gilt auch für den hier vorgestellten Band. Unglücklich ist dieser akademische Fahnenappell jedoch, wenn sich die methodische Ausrichtung des Faches mit der inhaltlichen vermischt und man sich mit den selbstumzäunten ‚exotischen‘ Rändern der Kulturen begnügt, statt, wie Latour es forderte, ihre zentralen Systeme erforschen zu wollen. So trägt auch die Mehrheit der anschaulichen Fallbeispiele des Buches dazu bei, dass der zugleich beklagte «exotische Außenseiterstatus» (S. 18) des Faches fortgeschrieben wird. Mit den Methoden des Faches hat das freilich weniger zu tun als mit der disziplinären Ordnung des universitären Betriebs, die eine inhaltliche Ausrichtung verlangt. Dieser dürfte sich unser Fach ruhig etwas weniger anschmiegen.

Benjamin Gerwoll-Ronca

JENNI BOIE: Volkstumsarbeit und Grenzregion. Volkskundliches Wissen als Ressource ethnischer Identitätspolitik in Schleswig-Holstein 1920–1930. Diss. Uni Kiel. Münster: Waxmann 2013 (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 9), 216 S.

Jenni Boies Studie *Volkstumsarbeit und Grenzregion* reiht sich in eine mittlerweile erfreulich angewachsene Zahl neuerer Arbeiten zur Konstituierungsphase unserer Vielnamensdisziplin ein, welche die Volkskunde weniger als Rettungs- und Kompensationsprojekt sondern als Akteurin in gesellschaftlichen Prozessen konturiert: «[K]nowledge is made, not found, and [...] knowledge, once made, is put to use beyond the small community of knowledge-making specialists»³. Die Untersuchung entstand als Dissertation an der Universität Kiel im Rahmen des DFG-Forschungsnetzwerks zum «Volkskundlichen Wissen» und analysiert die Identitätspolitik und den volkskundlichen Wissenstransfer im Umfeld hauptsächlich der «Deutschtumsorganisation» Schleswig-Holsteiner-Bund (SHB) in den 1920er Jahren. Historischer Kontext ist die Abstimmung über die Deutsch-Dänische Grenze 1920 in Schleswig-Holstein, in deren Folge das im Deutsch-Dänischen Krieg (1864) eroberte Nordschleswig wieder an Dänemark ging. In der neuen Grenzsituation wurde die Entstehung einer regionalen Volkskunde von interessierter Seite wie dem SHB gefördert und ethnografische Wissensbestände für die «Kulturarbeit» (auch Deutschtums- resp. Volkstumsarbeit) eingesetzt. Boie macht deutlich, dass der SHB keine Minderheitenarbeit betrieb, sondern unter dem Deckmantel der Kulturpolitik im Verborgenen ein aussenpolitisches Ziel verfolgte: die Revision der Grenze.

Die Autorin gliedert ihre Untersuchung in vier Teile. Im Einleitungskapitel stellt die Autorin ihren diskurs- und bildanalytischen Zugang zum Archivmaterial sowie den volkskundlichen Forschungsstand zur Fachgenese dar, wobei sie besonders die grundlegenden Einführungswerke der Fachgeschichte rezipiert (S. 9–20). Im zweiten Kapitel legt Boie die theoretischen Grundlagen für ihre Arbeit, die besonders mit dem Begriff des regionalen Wissensmilieus arbeitet, das sie mit Bruno Latour und Sabine Maasen als Gruppe von Akteuren kennzeichnet, die ähnliche Bildung und Werte teilen und in Interaktion mit resp. als Teil der Gesellschaft als «Populisatoren» an der Generierung und Vermittlung von Wissen teilnehmen; im Fall des SHB handelte es sich um das stark ideologisierte konservativ-akademische Bürgertum. Es fand im gesellschaftspolitischen Feld der Volkstumsarbeit ein Mittel, die schwindende kulturelle Deutungsmacht ihrer Gruppe angesichts der steigenden gesellschaftlichen Bedeutung der Natur- und Technikwissenschaften zu verteidigen.

Im dritten Kapitel, dem Hauptteil der Arbeit, führt Boie die Aktivitäten des SHB und seiner Mitglieder, die oft in mehreren Vereinen gleichzeitig organisiert waren, im Einzelnen auf, wobei sie insbesondere auf die Instrumentalisierung der volkskundlichen Wissensbestände fokussiert. In drei Abschnitten untersucht sie die Geschichte des Wissensmilieus SHB, die Volkstumsarbeit und die Konstruktion eines schleswig-holsteinischen Regionalstereotyps. Der SHB wurde 1919 gegründet und war einer von vielen Grenzvereinen, die von unterschiedlichen sozialen Milieus getragen wurden. Nach den Gebietsabtretungen infolge des Versailler Vertrags gründeten die deutschen Minderheiten in den ehemaligen, nun ausländischen, Reichsgebieten viele Deutschturnvereine. Dafür stellten deutsche Behörden erhebliche Mittel bereit – allein für den «Nordmarkfonds» einen Betrag von «mehreren 100.000.- Mark im Jahre», wie ein zeitgenössischer Politiker dem SHB mitteilte (S. 66). Die Deutschturnvereine förderten konkret die Kulturarbeit mit Vorträgen, Publikationen, unterstützten Bildungseinrichtungen und finanzierten den Heimatkundeunterricht an den Schulen. Die Einrichtung eines «Lehrstuhls für Niederdeutsche Sprache und Volkskunde», an der Universität Kiel gelang hingegen nicht.

Was genau verstand der SHB unter Kulturpolitik? Ernst Saueremann, Landeskonservator und Mitglied des SHB fasste darunter in erkennbar völkischer Terminologie alle «Massnahmen zur Hebung eines Volkes durch Hebung jedes Einzelnen in seinem sittlichen, nationalen und wirtschaftlichen Wert [...] mit dem Endziel, in allen Volksgenossen ein grosses Gemeinschaftsgefühl und eigene Urteilsfähigkeit zu wecken», wie er in einem Brief an den Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holsteins schreibt (S. 85). Das «bedrängte Deutschturn» der Nordmark sollte durch eine starke Heimatbewegung unterstützt werden. Eine Denkschrift desselben Oberpräsidenten, «Die dänische Gefahr und ihre Abwehr» (1922), beruhte praktisch auf dieser Briefvorlage. Eine weitere schillernde Figur war der Pfarrer Johannes Schmidt, der jedoch nicht offiziell SHB-Mitglied war, weil ihm dies als Folketingabgeordnetem (Dänischer Reichstag) zu gefährlich erschien – hier wird erkennbar, wie revisionistisch der SHB tatsächlich ausgerichtet war.

Trotz seiner guten Vernetzung versuchte der SHB seinen gesellschaftlichen Einfluss durch Kooperationen mit Heimatvereinen auszubauen, etwa dem Verein zur Pflege der Natur und Landeskunde in Schleswig-Holstein, in dem sich vor allem Volksschullehrer engagierten und dessen Zeitschrift *Heimat* eine grosse Auflage von 3.000 Stück in Norddeutschland hatte. Populäre volkskundliche Materialien, wie sie etwa in der *Heimat* publiziert wurden, sollten verstärkt Verwendung finden, um die Abgrenzung zwischen deutschen Schleswig-Holsteinern und Dänen ethnisch zu begründen. Märchen, Sagen, Fest und Brauch, Tracht oder ältere Reisebeschreibungen wurden genutzt, um sie kulturpolitisch – etwa für Dorffeste – zu reaktivieren: «[D]ie große Aufgabe unserer heimatlichen Geschichtsschreibung» sei es, «in der schleswig-holsteinischen Volksseele den Pulsschlag des Lebens spürbar zu machen», wie SHB Präsident Tränckner in einem Aufsatz zum «Wert und Sinn der schleswig-holsteinischen Geschichte» schreibt (S. 105). Der SHB ideologisierte zwar die volkskundlichen Forschungen, dennoch blieb der Einfluss des SHB auf die Heimatvereine nach Einschätzung Boies begrenzt, u. a. daran sichtbar, dass eine geplante Fusion des *Schleswig-Holsteiners* mit der *Heimat* am Widerstand des Natur- und Landespflegeteams scheiterte.

Heimat- und Deutschturnvereine wirkten durch den Wissenstransfer an der Entstehung eines Schleswig-Holsteinischen Stereotyps mit. Sinnsprüche wie «Lewer duad us Slaw» oder «Up ewig ungedeelt!» (Auf ewig ungeteilt) sollten auf den unbeugsamen Charakter des schleswig-holsteinischen bäuerlichen Menschenschlages verweisen, der Elementen und politischen Zeitläuften trotzt. Boie weist nach, dass die diskursive Konstruktion mehrschichtig verlief. Die Deutschturnvereine verwendeten für ihre Ethnizitätspolitik etwa populäre aufbereitete Materialien entlang des volkskundlichen Kanons aus der Sagen- oder Trachtenforschung, aber auch Landschaftsbilder und -karten (S. 142 ff.). Die Arbeit spart einen unterschweligen Diskurs aus, der sich archivalisch vermutlich

nicht präsentierte: die Konstruktion des Gegensatzes von deutscher Kultur und undeutscher Zivilisation, der in bildungsbürgerlichen Kreisen breit geteilt wurde. Im Fazit stellt Boie Verknüpfungen zur aktuellen Situation her, die nicht mehr an die aufgeladene damalige Kampf Stimmung erinnert, wiewohl Stereotype wie die idyllische Landschaft, der Kampf gegen die Nordsee und der bodenständige Friese auch heute wirksam sind.

Boie hat eine gut und stringent geschriebene Arbeit vorgelegt. Einblicke ins Quellenmaterial zeichnen ein lebhaftes Bild der Zusammenarbeit und Diskussionen der Protagonisten. Bisweilen ist es ob der vielen Institutionen, Personen und ihrer Mehrfachmitgliedschaften etwas schwierig zu erkennen, wer in welcher Rolle spricht, zumal die Verwaltungsfunktionen der Weimarer Republik heute nicht mehr existieren oder andere Bezeichnungen tragen. Gern hätte man mehr zur Motivation der kulturkämpfenden Bürger erfahren: Gab es auch wirtschaftliche Interessen, wie kurz angetönt (S. 79)? Boies Studie ist ein wertvoller Beitrag zur regionalen Fachgeschichte, der die Entstehung der Volkskunde klar mit ihrer gesellschaftlichen Verankerung verknüpft und dazu inspiriert, Vergleiche etwa auch mit der Schweizergeschichte (Geistige Landesverteidigung) zu ziehen.

Johannes Múske

JAN CARSTENSEN/GEFION APEL (Hg.): «Verflixt!» Geister, Hexen und Dämonen. Münster: Waxmann, 2013 (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, Band 35), 197 S., Ill.

2013 stand das Themenjahr des LWL-Freilichtmuseums Detmold unter dem Motto «Verflixt!» – Geister, Hexen und Dämonen. Der Themenkomplex des Aberglaubens sollte unter spezieller Berücksichtigung der Region Westfalen aus verschiedenen Perspektiven illuminiert werden. Die erste Station in diesem Prozess war es, eine bunte Schar aus Wissenschaftlern verschiedener universitärer Disziplinen und Museumsschaffenden zu versammeln, um ein Symposium zur Generierung von Ideen zu veranstalten, die schliesslich der Konzeptionierung einer Ausstellung dienen sollten. Hier nach erfolgte die Umsetzung dieser Ausstellung am LWL-Freilichtmuseum Detmold, die vom 28. März bis 31. Oktober 2013 zugänglich war. Zudem wurde die hier vorliegende begleitende Publikation realisiert. Der Band fungiert als Bindeglied zwischen Symposium und Ausstellung, soll jedoch als eigenständiges Werk für sich stehen, was er auch tut.

So beschäftigt sich der vorliegende Sammelband mit dem breiten Spektrum an abergläubischem Gedankengut und der damit verbundenen Phänomene, die immer wieder mit ihrer Langlebigkeit überraschen. Freunden und Familie bei wichtigen Anlässen «den Daumen drücken», den Regenschirm bloss nicht in der Wohnung aufspannen, schwarzen Katzen skeptisch aus dem Weg gehen und nicht unter Leitern hindurchmarschieren – diese und andere ‚abergläubische‘ Phänomene sind fester Bestandteil des Alltags. Unabhängig davon, ob eine Person dem Aberglauben ‚verfallen ist‘ oder vermeintlich rational denkend doch gewisse Handlungen vermeidet oder aus dubiosen Gründen erfüllt – der Aberglaube ist aus unserer Gesellschaft nicht wegzudenken.

Auch die aufgeklärte Rationalität will – oder kann – auf einen Funken Magie im Weltbild nicht verzichten. Vielleicht verhält es sich wirklich so, wie Martin Scharfe meint: «Aberglaube ist Symptom der Idee von der Beherrschbarkeit der Welt» (S. 20). Und dieses Symptom ist heute stärker als noch vor 40 Jahren ausgeprägt, wie die AutorInnen des vorliegenden Sammelbandes belegen (S. 15). Aberglaube ist hierbei nicht als konstanter Wissenskomplex zu verstehen, sondern als wandelbares Sammelsurium von magischen Einflüssen im Alltag. Die abergläubischen Phänomene sind hierbei mit Bedeutungen aufgeladen und «spiegeln Eindrücke über den Nonkonformismus im Denken und Verhalten und lassen Rückschlüsse auf die Schattenseiten etablierter Glaubens- und Wissenssysteme zu» (S.14). Der Ausdruck Aberglaube sollte ausserdem wertfrei verwendet werden, denn «[s]chliesslich ist der Begriff eine Fremdbezeichnung jener Institutionen, die sich im Besitz des richtigen Glaubens oder Wissens fühlten – oder immer noch fühlen –, und daher andere weltanschauliche Einstellungen und Praktiken kraft ihrer hegemonialen Stellung als ‚Aber-Glaube‘ bezeichnen» (S.85).

Dies versuchen denn die abwechslungsreichen Beiträge und locken die Leserschaft mit solide kontextualisierten und doch ansprechend formulierten und dargestellten Informationen zwischen die Buchseiten, die nebenbei bemerkt mit anschaulichen farbigen Abbildungen glänzen. Trotz wissenschaftlichem Input bleibt die verwendete Sprache verständlich und vermittelt so die Inhalte auf unterhaltsame Weise. So werden Informationen geliefert zu Schatzgräbern, Talismanen, Bauopfern, Neidsprüchen und Zaubersprüche, aber auch zu Bräuchen rund um Bestattung und Tod sowie zu mysteriösen Gebäuden wie dem «Hexenturm» der Stadt Idstein, dessen Nutzungsgeschichte immer noch nicht gänzlich geklärt ist. Damit verbunden wird der Leser und die Leserin aufgeklärt über die

speziellen Schwierigkeiten von ‚strategischem Aberglauben‘ vor Gericht zwischen 1600-1800 sowie über die schockierende Fabrikation von Hexen durch Verhör und Folter. Im Weiteren wird auch über Somnambulismus und die Seherin Christina Schoof sowie das Bedeutungsgeflecht zum ‚Zweiten Gesicht‘ im 19. und 20. Jahrhundert in Westfalen berichtet. Die verschwommene Grenze zwischen Aberglaube und literarischer Fiktion zeigt sich dann besonders in Beiträgen zum ‚Büxenvulf‘, dem Nachzehrer, sowie zum Unheimlichen bei Annette von Droste-Hülshoff und der nachhallenden (schaurigen) Wirkmacht von Märchen und Sagen. Das in allen diesen Beiträgen untersuchte Material ist äusserst interessant.

Auf dieser Grundlage präsentiert sich der sehr gelungene Sammelband denn als abwechslungsreiches Mosaik, in welchem Lesende mit unterschiedlichen Interessen Befriedigung finden werden. Zum Schmökern und zur fundierten wissenschaftlichen Lektüre hat der Band einiges zu bieten und präsentiert abwechslungs- und materialreich verschiedenste Facetten des Aberglaubens – und dies nicht nur in Westfalen, denn zumindest die symbiotischen theoretischen Erkenntnisse und Wissensstränge lassen sich spielerisch auf andere Regionen übertragen. So bildet dieser Band eine anregende Lektüre für Museums- und Aberglaubensbegeisterte sowie Wissenschaftler/innen verschiedener Disziplinen.

Tamara Werner

BARBARA HAPPE: *Der Tod gehört mir. Die Vielfalt der heutigen Bestattungskultur und ihre Ursprünge*. Berlin: Reimer, 2012, 175 S., Ill.

«Jedermann weiss [...], dass die große öffentliche Ritualisierung des Todes seit dem Ende des 18. Jahrhunderts verschwunden ist und bis heute mehr und mehr im Verschwinden begriffen ist. Dies geht bis zu dem Punkt, dass heutzutage der Tod, der keine herausragende Zeremonie mehr ist – an der die Individuen, die Familie, die Gruppe, fast die gesamte Gesellschaft teilhaben –, im Gegenteil zu etwas geworden ist, was man verbirgt. Er ist zur allerprivatesten und verschämtesten Sache der Welt geworden (vielleicht ist heute der Sex weniger Gegenstand eines Tabus als der Tod).»⁴

Vielleicht erscheinen diese Worte Foucaults heute ein wenig überdramatisiert. Jedoch kann man gerade im historischen Vergleich von einer auffälligen Abwesenheit des Themas Tod in unserem Alltag sprechen. In dieses Dunkel bringt Barbara Happe mit *Der Tod gehört mir* ein wenig praxeologisches Licht. Dabei erhellt sie das Thema der Begräbniskultur unaufgeregt, informativ und mit vielen Details. Betrachtet man die Formen der Bestattung, beschreibt Happe inhaltlich drei große thematische Bereiche: Feuer- und Erdbestattung und anonyme Bestattung. Dies geschieht allerdings in historisch tiefgreifender Weise. Die Autorin orientiert sich in ihrer Abhandlung über die Bestattungskultur auf 170 Seiten an dem theoretischen Konzept der *longue durée* des Historikers Fernand Braudel. Auf Grundlage ihrer 30-jährigen Forschungserfahrung auf dem Gebiet der Sepulkralkultur erwartet die Leserin und den Leser keine schwer verständliche wissenschaftliche Abhandlung zum Thema Begräbnis, sondern eine gut lesbare Einführung in die Geschichte und die Möglichkeiten der Formen ‚letzter Ruhe‘.

Happe gruppiert das Thema in acht grössere Abschnitte, die weitestgehend chronologisch angeordnet sind. Durch vergleichende Verweise auf römisch-heidnische Bestattungen beschreibt sie den Anfang der christlichen Bestattungskultur. In einem größeren Zeitraum vom 10. Jahrhundert bis zum 13. Jahrhundert vollzog sich der Übergang zur Dominanz christlicher Bestattungssitten: Körperbestattung und ein kirchengebundener, innerstädtischer Begräbnisplatz mit einer erkennbaren Grabsoziologie bis hin zu einem Heilsmerkantilismus oder einer Heilsökonomie. Durch Luther bzw. durch die reformatorischen Entwicklungen, aber nicht zuletzt auch demographischen und ärztlichen Sachverstand, so erfahren wir, sah die katholische Kirche den Friedhof als lebendigen Ort des *memento mori* allerdings zunehmend bedroht. Das Grab zählte ab nun zu den *Adiaphora*, war nicht mehr heilsnotwendig – für die Protestanten. Dieser Eingriff in den Totenkult machte den Weg frei für neue Bestattungsformen, die nicht zuletzt den Wunsch nach postmortaler Selbstdarstellung zum Ausdruck brachten und die Happe vorstellt: Camposanto-Friedhof, Gartengräber des Adels, Republikanisierung des Friedhofs (Frankreich), Naturgräber in freier Natur.

Immer wieder eingestreute Verweise auf unterschiedliche Praxen in der Schweiz und Deutschland zeugen von einem differenzierten Blick auf die jeweils lokale Begräbniskultur. So blieb beispielsweise, trotz des radikaleren Verlaufs der Reformation in der Schweiz, die Bindung zwischen Gotteshaus und Friedhof dort enger. Auch im weiteren Verlauf des Buches verdeutlicht Happe wiederholt die Vernetzung von Bestattung und Architektur mit Raum und mit Macht.

Besonders bei der Bezugnahme auf die avantgardistischen Begräbniswünsche eines emanzipato-

risch gewillten Adels und des aufstrebenden Bürgertums ist es eine top-down Bewegung, die von Happe nachgezeichnet wird. Die Verweise auf die Wünsche nach sozialer Distinktion in den Begräbnisvorstellungen, testamentarischen Wünschen und Realisierungen nehmen gerade in der ersten Hälfte des Buches einen breiten Raum ein.

Im Übergang zur Gegenwart wird die Perspektive der sozialen Abgrenzungswünsche dann nicht eingehend weiter verfolgt, sondern zu Gunsten ausführlicher Beschreibungen neuerer Begräbnistrends fallen gelassen. Der Bogen wird jedoch in einer Interpretation dieser Phänomene als massenhaft geeignete Form, die früher nur für Distinktionsgewinne Einzelner ausreichte, nun aber vermeintlich für jedermann zugänglich ist, geschlossen. Ob hierbei ein etwas grober Kurzschluss von historischer Erkenntnis einerseits und Gegenwartsanalyse andererseits vorliegt, sei dahingestellt. Dass Happes Thesen allerdings zu einer Diskussion einladen, ist sowohl als Stärke des Buches zu verstehen, die sich bereits im provokanten Titel des Buches andeutet, als auch als anregender Verweis darauf, dass der Tod heute als ein Besitz des Individuums markiert ist. Mit dem Buch ist der Leser/die Leserin unweigerlich dazu aufgefordert über die persönlichen Wünsche und gesellschaftlichen Anteile in Bezug auf den eigenen Tod nachzudenken.

Dies entfaltet sich im Buch auch in einer anderen Darstellungslinie. Nicht nur vormoderne und aufklärerische Deutungskämpfe theologischer und sozialer Provenienz ringen um die Hoheit. Happe wirft auch ein Licht auf das ideologische Hegemonialstreben diktatorischer Systeme (NS, DDR) in Bezug auf die Bestattungskultur innerhalb ihres Machtbereichs. Die sich daran entzündenden Vorstellungen vom richtigen Verhältnis zwischen Individuum und Kollektiv werden anschaulich dargestellt. Das Gesicht des lebendigen Subjekts scheint nicht nur im foucault'schen Sand der Machtlinien der Gesellschaft aufzutauchen und gleich wieder zu verschwinden. Auch in der Asche der Feuerbestattungen ist mit Happe ein Oszillieren zwischen subjektiver Profilierung und Ermächtigung und dessen fragiler Vergänglichkeit in den Winden der politischen Systeme der jüngeren Vergangenheit zu beobachten.

Für den Leser und die Leserin zeigt sich, dass die ideologischen Auseinandersetzungen, um eine normativ richtige Bestattung des Menschen, nicht ein reines Phänomen des 21. Jahrhunderts und seiner Systemkämpfe sind. In der gesamten christlichen und europäischen Entwicklungsgeschichte wird an den großen Polen Individuum, Subjekt, Gesellschaft, Kollektiv der Kompass der Bestattung ausgerichtet. Dabei zeigt sich nicht zuletzt in den immer wieder nötigen Deutungsversuchen und Stellungnahmen der beiden grossen christlichen Kirchen, im Angesicht neuer Entwicklungen und Trends im Bestatten, die Dynamik gesellschaftlicher Entwicklung in einem Bereich der vermeintlich regungslos ist. Ob diese Entwicklungen im Bereich der wissenschaftlichen Innovationen (z.B. medizinischem Wissen, Hygienevorstellungen) oder neuer (alter) pseudowissenschaftlicher Annahmen vom Eingang in den Naturkreislauf (Stichwort: Friedwald) stattfinden, die Kirchen sind in der Auseinandersetzung mit neuen Einflüssen auf einem ihrer Hoheitsgebiete ebenfalls zur Bewegung gezwungen, wollen sie nicht den Anschluss verlieren. Barbara Happe nimmt auf all diese Bereiche mit grosser Expertise, Einfühlungsvermögen und angemessener Sprache Bezug. So bleibt der Tod ein Stück weniger verborgen als noch von Foucault angemahnt – seinerseits beigesetzt auf dem örtlichen Friedhof von Vendevre-du-Poitou.

Christian Schlüter

ANGELIK KAMPFER: *ALT – umsorgt, versorgt*. Mit einem Vorwort von Margit Fischer. Wien: Böhlau, 2013, 95 S., Ill.

Die von den Bevölkerungswissenschaften diagnostizierte doppelte demographische Alterung und deren (ungeheuerliche) Interpretationen haben dem Alter(n) zur wissenschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und medialen Allgegenwart verholfen. Die Tatsache, dass nicht nur immer mehr Menschen alt werden, sondern diese zusätzlich immer älter werden, hat zur Heraufbeschwörung einer Pflege-Apokalypse geführt. Dementsprechend ist das mediale Vokabular, das gerne von einem drohenden «Pflegenotstand» spricht, stark verbreitet. Hinter dem demographischen Alarmsimus verbirgt sich die Vorstellung eines multimorbiden Alter(n)s, das es in einer ökonomisierten Pflegemaschinerie zu behandeln gilt.

Doch was heisst Pflege überhaupt? Wie sieht der Pflege-Alltag aus? Wer sind die Gepflegten und wer die Pflegenden? Diesen Fragen geht die österreichische Fotografin Angelika Kampfer in ihrem Buch *ALT – umsorgt, versorgt* nach. Ihre Fotografien wehren sich gegen eine rationalisierte Pflege und stellen die einzelnen Menschen in ihrer Verschiedenheit in den Mittelpunkt. In einer eindrücklich direkten und präzisen Bildsprache gelingt es der Fotografin, das Alter(n) in seinem individuell

verschiedenen Geworden-Sein abzubilden – schonungslos, aber immer respektvoll und ästhetisch.

In zehn Kapiteln beleuchtet Angelika Kampfer aus verschiedenen Perspektiven unterschiedliche Pflegealltage. Dabei zeichnet sie ein diverses Bild des Alter(n)s, das ebenso verschiedene Pflegeformen braucht. Vom Daheim-Bleiben über konventionelle Pflegeinstitutionen bis hin zu neuen innovativen Pflegekonzepten öffnet das Buch den Fächer an Bedürfnissen und Möglichkeiten. Denn, so steht es im Vorwort: «Menschen sind bekanntlich ganz unterschiedlich und sie wollen auch Unterschiedliches. Das ist auch im Alter so (S. 7).» Erzählt wird aus der Innenperspektive, aus der Sicht der Betroffenen, der Angehörigen, der pflegenden und betreuenden Personen. Letzteren will die Fotografin eine Stimme geben: «Das Buch soll ein Dank sein an alle Pflegenden (S. 11).»

Die Bilderreise der Pflege beginnt daheim auf dem Land. Das Kapitel *Essen auf Rädern* porträtiert alte Menschen in ihren Wohnungen. Die Bilder und Souvenirs an den Wänden wie auch die Möbel erinnern an die Vergangenheit und zeigen das Geworden-Sein, auch sie sind in die Jahre gekommen. Die in den Gegenständen verborgenen Geschichten und Erinnerungen machen neugierig auf die Lebensgeschichten der Besitzerinnen und Besitzer.

Das Kapitel *Die 24-Stunden-Pflege* nimmt die Perspektive einer slowakischen Pflegerin ein. Rund um die Uhr pflegt sie alte Menschen in ihren Wohnungen, Tag und Nacht: «Katharina lebt ständig mit einem Wecker im Ohr. Tag und Nacht. Ihre derzeitige Arbeit verlangt einen genauen Tagesablauf» (S. 122), heisst es im Buch. Lediglich zwei Stunden täglich hat sie für sich. Schichtwechsel ist in der Regel wöchentlich. Der Pflegealltag ist streng und von Einsamkeit geprägt: «Doch dazwischen kann sie sich ihrer Familie widmen. Via Skype unterhält sie sich mit den halbwüchsigen Kindern (S. 122).»

Alters- und Pflegeeinrichtungen sind die Schauplätze weiterer Portraits. Im Kapitel *Im Pflegeheim* erzählt ein Pfleger von seinem Arbeitsalltag und reflektiert seine Vorstellungen eines weitgefassten Pflegebegriffs. Seine Worte füllen die dienstleistungsorientierte Pflegeprofessionalität und die nüchterne Architektur der Fotografien mit Wärme, wenn er von «Geborgenheit», «Leben», «Liebe» und «Lebensfreude» spricht (S. 64f.). Eine ganze andere Geschichte erzählen die Bilder in *Das Alpha und das Omega*, die Erzählung einer Tochter, die um eine würdevolle und medizinisch optimale Betreuung ihrer Mutter kämpft und dafür im Pflegeheim selbst Hand anlegt. Der Pflegeinstitution traut sie nicht: «Ich bin ihre ‚Anwältin‘, die sich darum kümmert, dass in der Pflege keine Nachlässigkeit eintritt (S. 97).»

Am Ende des Rundgangs durch die Pflege stehen neue Pflegekonzepte in urbaner Umgebung. Das Kapitel *In der Senioren Residenz* gibt einen Einblick in ein betreutes Wohnen der Extraklasse, das in moderner Architektur grosszügige Grundrisse, ein reichhaltiges Angebot und eine Zukunftsperspektive bietet. Ein Bewohner erklärt: «In diesem Haus kann ich, solange es geht, völlig selbständig wohnen und in der Gewissheit leben, dass mir bis zum Tod alle Betreuungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen (S. 139).» Mit dem Kapitel *Gemeinsam das Alter meistern* endet die Tour d’Horizon der Pflege in einer Wohngemeinschaft, die Pflegebedürftigen eine familiäre Wohnsituation und Jugendlichen ein soziales Lernfeld bietet. Nicht nur die Wohnform ist innovativ, ebenso ist es die Pflege: Mitarbeitende einer Firma engagieren sich während ihrer Arbeitszeit in der Pflege. Ein Wirtschaftsfachmann beschreibt seine freiwilliges Engagement: «Diese Arbeit ist eine grosse Bereicherung für das eigene Leben (S. 151).»

So unterschiedlich die Geschichten und mit ihnen die Menschen und die Pflegekonzepte sind, eines ist ihnen gemeinsam: Sie alle stellen den individuellen Menschen in seinem Alltag ins Zentrum und sie alle plädieren für eine diversifizierte Pflege und einen weitgefassten Pflegebegriff. So zeigt Angelika Kampfers Kritik am rationalisierten Pflegemaschinerie nicht eine Alternative sondern zukunftsorientierte Möglichkeiten, die so verschieden wie die Menschen selbst sind.

Rebecca Niederhauser

WILMA KIENER: Vom Leben und Sterben bei den Leinwandvölkern. Todesrituale im Spielfilm. Berlin: Bertz & Fischer, 2012, 202 S., Abb. (Medien/Kultur, 7).

Bei *Vom Leben und Sterben bei den Leinwandvölkern* handelt es sich um die Habilitationsschrift von Wilma Kiener, einer Dokumentarfilmerin und Ethnologin, die damit ihre beiden Interessen verbindet; es geht um Darstellungsstrategien von Sterben und Tod im Spielfilm. Auslöser war die Feststellung, dass im Film – auch in populären Spielfilmen – das Thema Sterben sehr verbreitet ist. Nach Kiener gleichen sich die Todesbilder in den Filmen. Todesdarstellungen sind «in hohem Masse von gesellschaftlichen Normen und Werten durchdrungen», sie sind «kulturelle Konstruktion» (S. 15).

Der etwas gewöhnungsbedürftige Begriff «Leinwandvölker», der bereits im Titel begegnet, bezieht sich nach der Autorin darauf, «dass er an der Erfahrung des Publikums ansetzt» (S. 25). Diese «Leinwandvölker» finden sich in den verschiedenen Genres des Spielfilms wieder. Kiener unterscheidet und untersucht die folgenden Gruppen: Komödien, Dramen und Actionfilme. Es geht ihr dabei um das Verhalten von Filmfiguren und ihre Einstellung zum Tod. Sie geht davon aus, dass die Stereotypisierung der Darstellung des Todes mit der Globalisierung zu tun hat, zudem sei von einem ständigen Import und Export von Ideen im Filmmetier auszugehen. Aus diesem Grund berücksichtigt die Autorin Filme mit unterschiedlicher geographischer und kultureller Provenienz in der Untersuchung. Den neu entdeckten „Leinwandvölkern« will Kiener mit einer ebenfalls von ihr neu entwickelten oder neu benannten «Couchpotato-Ethnographie» methodisch begegnen. Dabei handelt es sich um eine Vorgehensweise, die in ihrer Bewegungslosigkeit charakteristisch ist für den Medienkonsum der Gegenwart und Kiener auch in einer Linie mit der «armchair-ethnography» gewisser Väter der Ethnologie im späten 19. Jahrhundert sieht. Ebenfalls wichtig für ihre Untersuchung ist der sogenannte Visiotyp – verstanden als «medial inszenierte öffentliche Bildstereotypen» (S. 47).

Bei den ausgewählten Komödien handelt es sich um schwarze Komödien, die vom Verbergen und heimlichen Beseitigen einer Leiche handeln. Der Tod und damit der tote Körper bilden die Grundlage dieser Komödien, ohne den Körper, den es zu beseitigen gilt, wäre die Filmhandlung obsolet. Verbreitet sind die lächerlichsten Todesarten, bei den unwürdigsten Handlungen und in unmöglichen Momenten. Es ist der plötzlich eintretende Tod ohne Vorwarnung oder -ahnung, der hier begegnet.

Bei den Dramen ist der Umgang mit dem Tod ein anderer. Der Tod ist meist ein angekündigter Tod, eine Art Schicksal, dem nicht zu entkommen ist. Nach Kiener bildet die Grossaufnahme des Erkennens, dass der Tod/das Schicksal unaufhaltsam ist, ein verbindendes Element der von ihr untersuchten Dramen. Das Totsein oder die Leiche selbst sind nicht Thema in den Dramen, es geht um das sich ankündende Sterben.

Wieder anders zeigt sich der Tod in den Actionfilmen, die mit grossem Spektakel auf sich aufmerksam machen. Kiener versteht den Actionfilm als Aufforderung an die Zuschauenden, aktiv zu sein. In ihrer Lesart heisst das, Macht einzufordern und sei es die Tötungsmacht. Actionfilm ist demnach Emanzipation und Selbstermächtigung. Zentrales Element dieses Genres ist die Verfolgungsjagd, die Kiener als Ritual deutet. Es ist nicht der ‚natürliche‘, sondern der gewaltvolle Tod, der hier im Zentrum steht. Gewalt ist omnipräsent in Actionfilmen, Gewalt sollte aber nach der Autorin als Stellvertreter von Gefahr für das eigene Leben gedeutet werde.

Einerseits habe ich das Buch über *Leben und Sterben bei den Leinwandvölkern* gerne gelesen, weil es kurzweilig und verständlich geschrieben ist, mit Bildern aus den Filmen zeigt, dass teilweise wirklich von einer ähnlichen Darstellungsweise für identische Momente in den Filmen ausgegangen werden kann. Andererseits lässt mich das Buch aber auch ratlos zurück, wie es in die wissenschaftliche Landschaft einzubetten ist. Auch über die Auswahl der untersuchten Filme kann man diskutieren, da es andere Beispiele gibt, welche die Ausführungen der Autorin zusätzlich gestützt hätten wie auch solche, die sich nicht in die Konstruktion einfügen lassen. Aber ist das nicht ein Argument, das sich am Ende bei jeder wissenschaftlichen Arbeit erheben lässt?

Meret Fehlmann

KUNST- UND AUSSTELLUNGSHALLE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (Hg.): Kleopatra. Die ewige Diva. Katalog zur Ausstellung Kunst- und Ausstellungshalle, Bonn, 28.6.-6.10.2013. München: Hirmer Verlag, 2013, 336 S., Ill.

Kleopatra – die ewige Diva ist der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, die vom 28. Juni bis 6. Oktober 2013 in Bonn in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland gezeigt wurde. Die Ausstellung und das Buch legen Zeugnis ab von der andauernden Faszination, die von Kleopatra, der Herrscherin vom Nil, ausgeht und ihr bis heute ein reges Nachleben in Kunst, in Filmen und Büchern ermöglicht. Zugleich ist der Band Resultat eines vor wenigen Jahren verstärkt eingesetzten wissenschaftlichen Interesses an Bildern der Antike in der populären Kultur. Der schön und reichhaltig mit vielen Bildern und Fotografien ausgestattete Ausstellungskatalog gliedert sich in zwei Teile. Ein erster Teil kreist in 13 Aufsätzen die sich im Laufe der Zeit verschiebenden Bedeutungen und Zuschreibungen Kleopatras ein. Diese beleuchten den Mythos rund um Kleopatra unter verschiedenen Aspekten. Der zweite Teil ist der umfangreiche Katalog der Ausstellungsobjekte, die von der Antike bis in die neueste Gegenwart reichen. In acht thematischen und teilweise auch zeitlich gegliederten Kapiteln lässt sich der Dauerbrenner Kleopatra betrachten und auch dem Reiz dieser Frau verfallen.

Elisabeth Bronfen zeichnet in *Auf der Suche nach Kleopatra* nach, dass diese bis heute für die Verknüpfung von politischer Macht und weiblicher Verführungskunst respektive Sexualität steht. Es existieren zwei rivalisierende Lesarten der Figur: Eine Tradition, die sie als schützende, mütterliche Königin sieht und daneben eine vor allem von der römischen Überlieferung favorisierte Deutung als manipulative Herrscherin, die sich ihrer weiblichen Reize bedient, um ihre Ziele zu erreichen. Um zur historischen Kleopatra zu gelangen, ist es nötig, sie einer «Re-Imagination» (S. 11) zu unterziehen. Die Aneignungen sagen mehr über die KünstlerInnen und ihre Zeit aus als über Kleopatra. Zusätzlich ist ihr selbstgewählter Tod die Bedingung für ihr Überleben als mythische Chiffre.

Der Beitrag von Agnieszka Lulinska *Cleopatra immaginaria: Anmerkungen zur Biografie eines Mythos* beleuchtet die Darstellung Kleopatras in der Kunst. Die Herrscherin selbst fungiert quasi als leere Chiffre, der Bedeutungen eingeschrieben werden. Die historische Kleopatra scheint eine Affinität zum Spiel mit Identitäten gehabt zu haben, was sie bereits zu Lebzeiten zu «einer entrückten Kunstfigur» (S. 26) machte, dieser Schritt wurde dann in der europäischen Neuzeit in seiner ganzen Reichweite vollendet. Die Ägyptenbegeisterung im 19. Jahrhundert führte auch zu einem Wandel Kleopatras. Sie wurde zunehmend von der Orientalin zur femme fatale umgedeutet, wurde somit zum exotischen, sinnlich-erotischen Gegenentwurf der idealen Frau des bürgerlichen Zeitalters.

Sally-Ann Ashton fragt in *Kleopatra: eine afrikanische Königin?* nach der Identität Kleopatras. Sie bezieht sich auf antike Darstellungen der Königin. Ashton ist eine Vertreterin der Schule, die in Kleopatra eine afrikanische Herrscherin sieht. In der Forschung und auch oft in der populären Auffassung gilt sie als Angehörige der Ptolemäer und somit als griechisch-makedonischer, damit europäischer Herkunft. Die Ptolemäer waren zu Kleopatras Lebzeiten bereits seit 300 Jahren in Ägypten an der Macht, so dass nach Ashton eine Aufnahme ägyptischer oder afrikanischer Elemente wahrscheinlich scheint. Bekannt sind aus der Antike fast nur Darstellungen, die Kleopatra in ägyptischer Aufmachung zeigen. Jedoch war es ein beliebter Kniff antiker Autoren und Künstler, andere Ethnien – auch die Ägypter – als das ‚Andere‘ zu verstehen.

Diesem Thema nimmt sich auch Gesine Krüger in *Out of Africa?* an. Es geht um die im Laufe des 20. Jahrhunderts immer wieder aufflammende Debatte, ob Kleopatra schwarz gewesen sei. Besonders in der schwarzen Community der USA hat Kleopatra eine grosse Bedeutung, viele schwarze Popstars zeigen in ihrer Aufmachung Reminiszenzen an die Herrscherin. Es handelt sich dabei um eine Aushandlung von Fragen nach Herkunft und Geschichte. Kleopatra dient als Repräsentationsfigur der Stellung und Bedeutung Afrikas in der Weltgeschichte, weil sie als eine der wichtigsten Figuren der Weltgeschichte gilt. Hier tritt neben das sexuell aufreizende Luxusgeschöpf eine Frau, die als Herrscherin Afrikas fungiert.

Der Tod als Triumph, oder: Kleopatra – Antiquity's Eternal Topmodel von Ulrich Eigler befasst sich mit den «Phantasien, die der Name Kleopatra auch heute noch auslöst» (S. 47). Eigler weist darauf hin, dass es sich bis heute fast nur um Variationen antiker Überlieferungen handelt. Kleopatra hat viele Spuren in Literatur, Film und bildender Kunst hinterlassen. Eine Popularität, von der sie heute noch zehrt, denn sie war auch ein Produkt gewollter Selbststilisierung und passt dadurch sehr gut in die heutige Zeit.

Jaynie Anderson beschäftigt sich mit *Der Neuerfindung Kleopatras in der italienischen Renaissance*. Ausgangspunkt dafür ist Boccaccios *De mulieribus claris* (um 1630). Um die Zeit fand eine Neuinterpretation der Figur der Kleopatra statt. Ihre Darstellung dient immer noch als «Warnung vor unschicklichem Verhalten» (S. 58). Ihr Leben und ihr Tod haben auch eine starke erotische Komponente. Dank ihren chamäleonartigen Zügen ist es möglich, dass sie sich in eine moderne Frau verwandelt, die zum Modell für die moderne, auch sexuell befreite Frau wird.

Weiter diente Kleopatra als Repräsentationsfigur für Herrscherinnen. Barbara Straumann zeichnet in *Kleopatra im Doppelporträt mit Elizabeth I* nach, wie von der sich als jungfräuliche Königin zelebrierende Herrscherin in Porträts von ikonographischen Elementen Kleopatras Gebrauch gemacht wurde. Es geht in Straumanns Beitrag um die Rolle als politische Herrscherin und wie sich dies in der Darstellung niederschlägt. Beide Frauen inszenierten ihre Weiblichkeit in unterschiedlicher Manier, setzten aber auf ähnliche Mechanismen bei der Umsetzung ihrer Machtdemonstration: Sie teilen das Charisma und die Theatralität.

Zeitlich etwas später angesetzt befassen sich Peter Geimers *Im Zeitkostüm* sowie Emmanuelle Hérans mit der Darstellung Kleopatras in der Historienmalerei des 19. Jahrhunderts, wobei Hérans Titel *Exotisch und erotisch* einen anderen Fokus erhält. Beide zeigen auf, dass Kleopatra in den Historienbildern des 19. Jahrhunderts als erotische Frau inszeniert wird, die von einer inneren Leere, Langeweile und Lebensekel geprägt ist. Meist wird sie barbusig dargestellt, ihre Entblössung dient als Reiz für den Betrachter. Zu dieser neuen Begeisterung für Kleopatra kam es im frühen 19. Jahr-

hundert, zu der Zeit erlebte die Ägyptomanie einen ersten Höhepunkt. Die im Laufe des 19. Jahrhunderts gemalten Bilder Kleopatras wirken wegweisend und es finden sich Reminiszenzen in den Filmen des 20. Jahrhunderts.

Einen ähnlichen Fokus weist der Beitrag von Isabel Grimm-Stadelmann und Alfred Stadelmann aus, die sich in *Primadonna assoluta* mit Kleopatra auf der Bühne und in der Oper befassen. Das Leben der Kleopatra hat bis heute Bühnenwirksamkeit. Das Schillernde dieser Figur ist es, was ihr das Weiterleben auf der Bühne erlaubt. Sie erscheint oft als eine magisch versierte Frauenfigur, die ihre Verführungskünste zum Erhalt ihrer Herrschaft einsetzt. Die Kleopatra des ausgehenden 19. Jahrhunderts steht für eine dekadente Mischung aus Laszivität und Erotik. Damit wird auf einen alten Topos zurückgegriffen, die Überlieferung ihrer sexuellen Zügellosigkeit geht auf römische Quellen zurück und bot sich an, sie als das ‚Andere‘ aufzubauen.

Mit den Erscheinungsformen Kleopatras in der Populärkultur befasst sich Thomas Keller in *Untertwürfige Souveränität. Kleopatra in der Popmusik*. Er zeigt, dass hier ein Spiel mit frei kombinierbaren Accessoires stattfindet, die als Hinweis auf Kleopatra gelesen werden können: Sei es, dass Heidi Klum an Halloween als Kleopatra auftritt oder Starlet Kim Kardashian sich in *Harper's Bazaar* als Herrin über ihr Emporium und ihr Leben im Stil von Kleopatra (oder Liz Taylor) ablichten lässt. Kleopatra eignet sich deshalb, weil sie Macht hat und bereits die historische Kleopatra ihre Reize und ihre Sexualität gekonnt einsetzte und in ihrer Funktion als Königin ausserhalb der herrschenden Geschlechterrollen stand. Auch die Kleopatra-Zitate in der Popmusik verdeutlichen, dass Kleopatra im ausgehenden 20. Jahrhundert zu einer Chiffre geworden ist, der unterschiedliche Inhalt eingeschrieben werden können.

Susanne Hermanski nimmt in *Die Accessoires der Macht* ähnliche Themen auf. In der Mode steht Kleopatra für eine Frau, die ihre Stärken kennt und ausspielt. In der Haute Couture tauchen immer wieder Reminiszenzen an die Herrscherin vom Nil auf. Weil über die effektive Person wenig bekannt ist und ihren Kleiderschrank noch weniger, lässt sich Kleopatra gut auf diese Art weiterverwenden. Während Jahrhunderten wurde sie auf Gemälden in der jeweils vorherrschenden lokalen Kleidung oder stark textilreduziert abgebildet, so dass dieser Wechsel in der Bedeutung ihrer Kleidung in der Mode doch überrascht.

Dieser schön gemachte und reichhaltig illustrierte Katalog stellt Kleopatra mit ihren wechselnden Images vor. Es werden die verschiedenen Darstellungsformen dieser mächtigen, aber auch sexuell anziehenden Frauenfigur präsentiert und in den Beiträgen diskutiert. Kleopatra und ihre jeweiligen Darstellungen dienen von der Antike bis heute als Chiffre zur Verhandlung differierender Konzepte von Weiblichkeit und Andersartigkeit.

Meret Fehlmann

GERTRUDE LEHNERT: *Mode. Theorie, Geschichte und Ästhetik einer kulturellen Praxis*. Bielefeld: transcript Verlag, 2013, 193 S., Abb.

Die Autorin besetzt eine Professur für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft am Institut für Künste und Medien an der Universität Potsdam und beschäftigt sich seit Jahren mit der Mode. Modegeschichte und Modetheorie bilden einen ihrer Forschungsschwerpunkte. Nach über 30 Einzelveröffentlichungen zur Thematik legt Gertrud Lehnert nun eine Gesamtdarstellung vor, die zum einen Grundlagen für eine akademische Beschäftigung mit Mode liefern soll, zum anderen einen Beitrag zuhanden möglicher Nutzungen in Modedesign und Modemanagement bieten möchte. Beides, um dies vorwegzunehmen, ist gelungen und dürfte den Sach- und Lesebedürfnissen unterschiedlicher InteressentInnen aus vielen Lagern gerecht werden und Orientierungshilfen vermitteln – abseits von Kostümkunde, Realienforschung und gängiger Epochalisierung von Zeitstilen. Bemerkenswert ist das breite Spektrum fachspezifischer Zugänge und die Synthetisierung der Erkenntnisse, wobei Mode hier «nur» Kleidermode meint und sich durchgehend auf diese richtet. Der Forschungsgegenstand Mode wird an der Schnittstelle zwischen Kulturanthropologie und Ästhetik mit einer transdisziplinären Perspektive angelegt. «Die Argumentation ist systematisch und historisch, d.h. sie entwickelt Thesen und belegt diese am Material aus der Geschichte der Mode – oder auch umgekehrt» (S. 13). Diesen Leitgedanken verpflichtet sich die hier interessierende Darstellung.

Das Buch umfasst 193 in klarer Sprache verfasste Seiten, einschliesslich diverser Abbildungen. Die Struktur ist einfach und übersichtlich gehalten und verteilt die Erkenntnisse auf vier Hauptkapitel, die sich als stringente Zugänge herausstellen und sich auch separat lesen lassen. Sehr hilfreich ist die Einleitung, die die gewählte Struktur plausibel macht und die wesentlichen Thesen des Buches darlegt, mit denen hier gearbeitet wird. Darnach interessiert Mode aufgrund ihrer Qualität als Arte-

fakte, das heisst von ihrer Materialität her, zweitens aufgrund ihres spezifischen Umgangs dieser Artefakten im Handlungsmodus von gesellschaftlichen, näherhin diskursiv geprägten Alltagspraxen. Eine erste These versteht Mode als «Spielraum des Möglichen» (S. 8), der sich «im Streben nach dem Neuen, dem Unerwarteten, dem Unbekannten, oft auch dem Bizarren» über «In» und «Out» zu erkennen gibt, während eine zweite These einen Strukturwandel ausmacht: das Leben und die Mode seien bis ins 18. Jhd. durch allerei Verhaltensnormen strukturiert worden, wogegen dies heute gerade umgekehrt verlaufe – Mode reguliere als Matrix unsere Lebensbereiche und Verhaltensweisen (S. 9). Drittens bringe Mode einen Modekörper mit eigener Räumlichkeit hervor (S. 11).

Die Themenverarbeitung innerhalb der vier grossen Kapitel erfolgt konsequent entlang von zwischen drei bis je zehn Fokussierungen. Im ersten Kapitel finden sich allgemeine Konzepte und begriffliche Einordnungen, darunter z.B. Mode als Dynamik, als Zeichensystem, als Kompetenz und Kunst. Das zweite Kapitel behandelt modische Körpertechniken, Wahrnehmungen und Fetischismus sowie z.B. vestimentäre Skulpturen, wogegen das dritte Kapitel auf die Konsumkultur mit Repräsentationen von Mode, Kaufrausch und ästhetische Arbeit, Läden und Museen einschwenkt. Mode als «Sehnsucht nach dem Anderen» irgendwo zwischen Natürlichkeit und Artifizialität wird im vierten Kapitel problematisiert. Das Nachwort fasst auf eher kleinem Raum die bisher ausgeführten Setzungen, Strukturen und Perspektiven zusammen und hält selbstkritisch fest, was in dieser Veröffentlichung nicht berücksichtigt wurde, z.B. die neuen technischen Möglichkeiten und Textildesigns, die die Mode ebenfalls verändern könnten. Die Mode, so der Ausblick, «bietet Spielräume, und Spielraum verweist auf die Freiheit, mit der modische Experimente möglich sind, auf deren Unabschliessbarkeit und auf die Offenheit des Ausgangs» (S. 167).

Abschliessend sei angemerkt, dass die von Lehnert vorgelegte Gesamtdarstellung diesen Namen verdient und sich kompetent in den Rahmen einer modernen interdisziplinären Modeforschung einfügt. Das Buch verlockt immer wieder zur anregenden Lektüre, ist nie langweilig und bündelt thematisch auf eigenständige Weise. Nicht alles ist neu, und anderes reproduziert gängige Positionen auch auf allgemeine Art. Man bedauert einzig, gerade wegen der explizit vermerkten kulturwissenschaftlichen Ausrichtung der Untersuchung, die Verwertung volkskundlich-alltagskultureller Beiträge, auch wenn diese nicht sehr zahlreich sind. Der Debattenspiegel hätte sich erweitern lassen, dies z.B. mit der Einfügung des Zusammenspiels von Mode und Tracht. Auch über den Funktionswert modischer Elemente für Gruppen oder Altersklassen (Jugendmode) sowie über das Ab- und Aufsteigen ausgewählter Kleidungsstücke zur bzw. von einer Statusmode (Jeans, Punk) würde man gerne mehr vernehmen. Die Debatte um die Mode geht weiter, sie erfährt mit dem vorliegenden Buch interessante Zugänge, neue Thesen, eine Vielzahl von Anregungen und Bereicherungen auf verschiedenen Ebenen.

Ueli Gyr

NORA MATHYS: Fotofreundschaften. Visualisierungen von Nähe und Gemeinschaft in privaten Fotoalben aus der Schweiz 1900-1950. Diss. Uni Basel. Baden: Hier + Jetzt, 2013, 328 S., Ill.

Das Schweizerische Nationalmuseum (SNM) in Zürich besitzt die grösste und bekannteste Sammlung privater Fotoalben der Schweiz (von 1860 bis heute). Die Abteilung «historische Fotografie» entstand 1994 nach dem Kauf der Sammlung von Ruth und Peter Herzog. Wichtig ist, dass die einzelnen Alben und Fotografien in ihrem Kontext belassen blieben. Der Bestand wurde kontinuierlich erweitert. Zum Zeitpunkt der Untersuchung verfügte das SNM über 136 Nachlässe; heute nennt es insgesamt etwa 2500 private Fotoalben sein Eigen. Diese grosse Zahl ist entscheidend für die Untersuchung der Sprache der Fotografien, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Massenphänomen wurde.

Eine erste Sichtung der Alben ergab, dass sie im Wesentlichen das Lebensalter der Protagonisten zwischen 18 und 40 Jahren abdecken, d.h. Kindheit und Alter spielen keine Rolle. Neben Aufnahmen der Familie fallen vor allem Gruppenaufnahmen von Kollegen, Kameraden und Freunden bzw. Freundinnen auf. Mathys interessiert sich insbesondere für den bildhaften Ausdruck der Freundschaft und entwickelt hierfür Kriterien, die ihr erlauben, Freundschaften gegenüber Kollegialität und Kameradschaft abzugrenzen; allerdings sind die Grenzen fließend. Sie benutzt das Medium Fotoalbum als primären Kontext zum Verständnis der Fotografien. Sie nennt es ein Ego-Dokument, hergestellt von einem Albenautor, der die Fotografien ausgewählt und eingeklebt hat. Damit hat er ein individuelles Werk geschaffen – wie ein Buchautor. Ein Album garantiert den inneren Zusammenhang zwischen den Fotografien und ist viel aussagekräftiger als einzelne lose Fotografien. Ein Album erzählt eine Geschichte, meist einen Lebensabschnitt des Besitzers, ein besonderes Ereignis,

sportliche Aktivitäten oder Reisen mit einer Gruppe von Menschen, die der Besitzer des Albums normalerweise gut kennt und mag. Fotografien sind identitätsstiftend, sind zugleich Erinnerungstütze und Ausdruck einer Gemeinschaft. Sie werden unter Freunden ausgetauscht und sind damit nicht nur Historie, sondern eine in die Zukunft weisende Geste, die die Freundschaft vertieft.

Der Urheber eines Fotoalbums muss nicht identisch mit dem Fotografen sein. Mathys unterscheidet zwischen Professionellen, Amateuren und sogenannten Knipsern. Während die Professionellen, die bis Ende des 19. Jahrhunderts das Feld beherrschten, Konventionen verpflichtet waren, die sie von der Malerei entliehen hatten, sorgte die vereinfachte Technik des Fotografierens (durch die Erfindung der Boxkamera um 1890) nach dem Ersten Weltkrieg für eine Welle von Fotografien im grossen Stil. Amateure mit halbprofessionellen Ansprüchen und später Knipser ohne Kenntnisse auf dem Gebiet der Technik oder der Ästhetik lösten den Berufsfotografen ab. Der Vergleich grosser Serien von Bildern erlaubt, auch in den Schnappschüssen der Zwischenkriegszeit gewisse Muster zu erkennen, die durchaus konventionell waren, aber eine neue Ästhetik bedeuteten, in der Spontaneität, Nähe und Spass vorherrschten. Das Fotografieren ist durch die vollautomatische Kamera um 1960 so alltäglich geworden, dass die Forschung an dieser Stelle eine Grenze zieht.

Es scheint mir kein Zufall zu sein, dass sich die Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie gerade jetzt mit der Fotografie befasst, wie sie uns seit ihrer Erfindung bekannt ist und wie sie Eingang in das Bildgedächtnis vor allem des Bürgertums gefunden hat. Denn die untersuchten Fotoalben sind Geschichte. Heute hat das Fotografieren mit Digitalkamera, das Speichern der Bilder auf dem Computer und ihr Hochladen im Internet (z.B. auf Facebook) zu Dimensionen geführt, die den bisherigen Ansatz zumindest vorläufig sprengen. Die Untersuchungen von Mathys sind äusserst interessant und könnten später zu weiteren, neuen Ansätzen führen, die dem heutigen Massenphänomen des Fotografierens gerecht werden.

Paula Küng-Hefti

NORA MATHYS, WALTER LEIMGRUBER UND ANDREA VOELLMIN (Hg.): Über den Wert der Fotografie. Zu wissenschaftlichen Kriterien für Bewahrung von Fotosammlungen. Baden: hier + jetzt, 2013. 158 S., Ill.

Les collections de photographies argentiques des musées, des bibliothèques et des archives ne cessent de s'élargir de manière exponentielle et à l'avenir, de nombreux fonds privés vont encore certainement basculer vers des archives publiques. Parallèlement, la demande pour une numérisation des images se fait toujours plus pressante. La sauvegarde, la conservation, la mise en valeur et l'accessibilité des images impliquent des coûts très importants. Aussi, l'évaluation et la sélection des fonds sont inévitables : quelle image mérite d'être conservée, quelle autre numérisée et quelle autre jetée ? Comment déterminer les critères à prendre en compte pour l'évaluation d'archives photographiques volumineuses et de quelle manière développer des bases pour l'archivage ? La pluri-dimensionnalité et la complexité du média ne facilitent pas les choses : valeur esthétique, valeur informative, document, source historique, artefact, technique, médium de communication et de transfert de savoirs composent autant de strates de lectures possibles d'une photographie.

L'objectif de l'ouvrage – qui compile les exposés des intervenants du colloque éponyme tenu à Aarau en 2012 – consiste autant à «briser le tabou» de ce que représente l'évaluation, la sélection et l'élimination de photographies, qu'à discuter des opportunités et des risques, des possibilités et des limites de ces procédures d'évaluation (S. 8). Dans les douze contributions composant l'ouvrage, des spécialistes suisses et internationaux issus de diverses institutions culturelles et scientifiques rendent compte de leurs expériences pratiques afin d'ouvrir le débat et de donner quelques pistes de réflexion autour de ce sujet difficile et sensible. Les restauratrices Marie Beutter-Panhard et Élodie Texier-Boulte (Paris) abordent l'évaluation d'un point de vue matériel (diagnostic et sauvegarde de l'artefact), alors que Rudolf Gschwind (Bâle) se penche sur la virtualité en présentant les techniques et les enjeux de la numérisation des images. La technique digitale est sans aucun doute un outil pertinent pour l'utilisation, l'accès et la mise en valeur des collections, mais une reproduction numérique ne peut pas remplacer les photographies analogiques. Les deux formats ont des avantages et des limites à prendre en compte afin de les rendre complémentaires. Le point de vue juridique d'Andreas Rittler (Zurich) souligne l'examen nécessaire des bases légales relatives au droit d'auteur et à la protection des photographies ayant valeur d'œuvre pour toute entreprise d'évaluation et d'élimination de photographies. L'historien Jens Jäger (Cologne) et l'historien de l'art Olivier Lugnon (Lausanne) relèvent de leur côté l'attention croissante des chercheurs pour la photographie en tant qu'objet de recherche. Du point de vue scientifique, les informations contextuelles sont primordiales pour la construction d'un discours sur l'objet. Face à l'aspiration des chercheurs à une conservation complète

des supports analogiques se posent les contraintes institutionnelles à la réduction des fonds. *Peter Pfrunder* (Winterthur) et *Carole Sandrin* (Lausanne) exposent certains des procédés d'évaluation mis en œuvre ainsi que les politiques de conservation/valorisation et les critères guidant l'acceptation de fonds dans leurs institutions respectives – la Fondation suisse pour la photographie et le Musée de l'Élysée. Peter Pfrunder relève justement qu'une collection est – et doit être – constituée d'éléments dormants et d'une partie active (ce qui est sélectionné, inventorié, exploité, rendu accessible) parce que l'évaluation des photographies fluctue dans le temps (S. 39).⁵ *Nora Mathys* (Aarau) présente l'archivage et le catalogue de critères de base guidant les procédés d'évaluation des Archives photographiques Ringier. *Gilbert Coutaz* (Chavannes-près-Renens) expose les pratiques d'affinage du fonds Edipresse Publications S.A. au sein des Archives cantonales vaudoises. Tout comme Nora Mathys, l'auteur souligne l'importance de la transparence des critères de sélection. En suivant le «principe de Noé»⁶, Gilbert Coutaz démontre que l'archiviste n'est aujourd'hui plus défini «comme la personne qui sait conserver, mais bien celle qui sait détruire» (S. 144).

Les diverses contributions montrent que les manières de procéder sont multiples et que les pratiques d'évaluation sont très dépendantes des objectifs et politiques des institutions, mais aussi de leurs moyens financiers, souvent insuffisants. Le manque d'engagement de la Confédération pour la sauvegarde du patrimoine photographique suisse est notamment soulevé. Si un certain consensus semble exister sur la nécessité sauvegarde de ce patrimoine culturel et sur le fait que tout ne peut ou ne doit pas être conservé, les auteurs marquent des différences d'opinions importantes sur la quantité d'images à conserver et sur l'usage de la numérisation, découlant de leurs approches et des modèles divers d'évaluation des photographies. Certains préféreraient ne rien supprimer afin de ne pas perdre les précieuses informations contextuelles des collections et défendent une numérisation parcimonieuse et ciblée afin d'éviter la réduction de la complexité inhérente aux images que le procédé engendre. D'autres estiment au contraire que dans bien des cas, les reproductions numériques peuvent se substituer aux photographies argentiques et qu'elles répondent de manière satisfaisante aux exigences de conservation. Plusieurs auteurs soulignent en outre l'importance de ne pas isoler les documents de l'ensemble dans lequel ils s'insèrent et prônent une approche globale et un traitement de masse des fonds. Il apparaît encore que la mise en place de réseaux de compétences, d'un dialogue interprofessionnel et de synergies interinstitutionnelles, encore trop lacunaires, est nécessaire pour une évaluation satisfaisante des fonds, une réduction des coûts et une conservation moins «frénétique» (S. 148).

L'ouvrage a le mérite de divulguer (en partie) diverses pratiques institutionnelles et mesures internes de sélection. La transdisciplinarité de la démarche, la présentation de diverses perspectives, le croisement des points de vue des divers acteurs œuvrant dans le champ de la photographie et le dialogue initié entre science et pratique sont autant d'éléments louables. Les points de vue divergents des auteurs démontrent néanmoins que de nombreuses discussions essentielles doivent encore être menées. La publication constitue finalement une première étape d'une discussion nécessaire et urgente.

Pierrine Saini

WALTER RÜEGG/ROGER THIRIET (Hg.): *On Air. Dreissig Jahre Lokalradios in der Schweiz*. Basel: Merian, 2013, 250 S., Ill.

2013 sind exakt dreissig Jahre seit dem legalen Auftritt von Privatradiosendern in der Schweiz vergangen. Anlass Rück-, Über- und Ausblick über eine bewegte Zeit der Mediengeschichte zu halten. Dieser Aufgabe kommt das von Walter Rüegg und Roger Thiriet gemeinsam konzipierte und herausgegebene Werk *On Air – dreissig Jahre Lokalradios in der Schweiz* nach. Augenfällig ist die Gestaltung des Buchumschlages, der das Äussere eines alten, analogen Radiogerätes mit Schiebenaufnahme aufnimmt. Auch sonst weist das Buch eine klare Handschrift in der Gestaltung auf, die es auf der grafischen Ebene zu einem anmachenden Leseerlebnis machen. Wirkt die Aufmachung von Aussen vielleicht noch in der Tendenz einem Retro-Stil verpflichtet, ist die Gestaltung im Innern ganz der Gegenwart verhaftet. QR-Codes sind über das Buch verteilt und ermöglichen so, das Gelesene durch Originaltöne zu vertiefen.

In einem ersten Teil – *Intro* genannt – zeichnet Walter Rüegg die Entwicklung in der Schweiz nach, die 1983 zahlreiche Gründungen von Lokal- und Privatradios ermöglichte. Dies war eine Folge der Öffnung der Medien in den 1980er Jahren, vorausgegangen waren dieser Öffnung seit den 1970er Jahren so genannte Radiopiraten, die illegal eigene Radioprogramme sendeten. Nach einer Änderung der Gesetzgebung konnten 1983 erstmals Radiofrequenzen für Lokalradios vergeben werden

– von den insgesamt im Juni 1983 eingereichten 269 Gesuchen erhielten 51 eine Bewilligung. Lokalradios wurden damals als nichtgewinnorientiert verstanden. Es war gedacht, dass sie einen Senderradius von 20 Kilometern aufweisen, damit sollte eine lokale und politische Stimmenvielfalt erreicht werden. Bald jedoch machten sich Klagen breit, dass dieses Ziel nicht erreicht werde, sondern in den Lokalradios herrsche ein «nivellierter, internationaler Sound» (S. 29) vor, zudem sei ein Verzicht auf Vertiefendes und eine Boulevardisierung der Nachrichten festzustellen. Statt der gewünschten Vielfalt entwickelte sich eher eine Homogenität der Lokalradioszene zu Beginn der 1990er Jahre.

An diese erste Situierung, wie es zur Entstehung der Lokalradiosender gekommen ist, schliesst ein Block mit Fotos aus deren Frühzeit unter dem Titel *Die frühen Jahre* an. Das Herzstück des Buches bilden die *Interviews*: Beinahe 200 Seiten füllen die von Walter Rüegg und Roger Thiriet geführten Interviews mit Aktiven der ersten Stunden sowie anderen Grössen der Schweizer Radio- und Fernsehscene. Diese Interviews erlauben eine interessante Innensicht auf die Entstehung der Lokalradios, die Motivation der PionierInnen, Probleme bei der thematischen Ausrichtung der Sender oder auch der Ausbildung junger Radioteute etc.

Den Abschluss des Buches bilden *Daten und Fakten*. Hier wird auf die teilweise schwierige Namensfindung und -gebung einzelner Lokalradios eingegangen, was sich auch in wechselnden Namen ausdrückte, denn der Lokalbezug im Namen ist wichtig, darf aber auch nicht zu sehr einschränken. Auf diesen Teil folgen kurze Porträts der verschiedenen im Jahre 2013 aktiven Lokalradios, manchmal geraten diese Texte zwar etwas überdeutlich zu PR-Texten der betreffenden Sender, aufschlussreich sind diese Porträts aber allemal, da sie auch immer Angaben zur Anzahl Beschäftigter und den effektiven Vollzeitstellen aufweisen. Ebenfalls ein nützliches Hilfsmittel ist die Zeittafel zur Geschichte der Lokalradios von August 1983 bis April 2013 (S. 356–367).

Alles in allem ein interessant aufgemachtes Buch, das gerade auch durch den umfangreichen Interviewteil Innenblicke in die Lokalradioszene bietet, was andere Studien zur Medienlandschaft der Schweiz in der Art nicht bieten.

Meret Fehlmann

NICOLE SCHIPPERS: Die Funktionen des Neides. Eine soziologische Studie. Marburg: Tectum Verlag, 2012, 216 S.

Bei dieser Veröffentlichung handelt es sich um eine im Fachbereich Sozialwissenschaften an der Universität Osnabrück eingereichte und 2012 in Marburg veröffentlichte Dissertation. Die Umschreibung von Untersuchungsgegenstand und Gegenstandsbehandlung erfolgt auf einem sehr allgemeinen Level, hat doch die Arbeit zum Ziel, die Funktionen des Neides aufzudecken, und ihn auf den Ebenen Persönlichkeit, Organismus, Sozialstruktur und Kultur zu untersuchen (S. 12). Der Untertitel gibt eine Denkrichtung zu einer «soziologischen Studie» vor, die gleichzeitig den Mangel bislang vermisster interdisziplinärer Zugänge beheben möchte. Ausserdem verschreibt sich die Autorin dem Vorhaben, im Hauptteil einen Abriss der Geschichte des Neides zu skizzieren. Das ist insgesamt ein anspruchsvolles Paket, dem zu genügen einiges abfordert. Das Buch führt auf 216 Seiten durch sechs grössere Kapitel, denen ein Schlusswort und ein Literaturverzeichnis folgen. Dabei animiert ein angenehmer, gut verständlicher Stil zur Lektüre von diversen Auslegeordnungen, die einen Einstieg auch ausserhalb der gewählten Inhaltsstruktur zulassen, da die Kapitel geschlossen wirken.

Die Durchführung geht von der Vorführung ausgewählter Begriffe und Definitionen aus und gewichtet dabei insbesondere Georg Simmels «Soziologie der Konkurrenz» als zentral, bevor weitere Kategorien das semantische Spektrum verwandter Konzepte kontrastiv beleuchten. Dazu gehören beispielsweise Eifersucht, Rivalität, Missgunst und Ressentiments. Die Palette möglicher Neidformen (z.B. Sozialneid, Unten-Oben-Neid, Existenzialneid, Lebensneid, Geschlechtsneid, u.a.m.) schliesst daran an und wartet erneut mit einer Überblicksdarstellung auf. Das Kapitel 3 (S. 57–86) behandelt die Sozialgeschichte des Neides und folgt dabei dem, was die beiden Gesellschafts- und Staatstheoretiker Thomas Hobbes und Jean-Jacques Rousseau diesbezüglich geäussert haben. Die Entwicklung von einem wilden, freien und natürlichen Menschen hin zu einem durch Gesellschaft geprägten, entfremdeten und in Konkurrenz stehenden Menschen brachte auch Neid: «Neid als ein Laster der Menschheit, welches sie ins Verderben stürzt» (S. 86).

Während Kapitel 4 (S. 87–96) der Messbarkeit von Neid und möglicher Verfahren nachspürt, thematisiert Kapitel 5 (S. 97–152) rezeptionsgeschichtliche Zugriffe auf Neid sowie solche, die in der Soziologie, in der Psychologie, in der Philosophie, in der Theologie und in der Ökonomie abgehandelt wurden. Die Verarbeitung interdisziplinärer Zugänge wird einem einfachen Raster von «destruktiven» und «konstruktiven» Komponenten unterworfen. Das Kapitel 6 (S. 153–203) betrachtet

Neid schliesslich im Rahmen einer aktuellen Emotionssoziologie, ausgehend von der Frage, «inwiefern soziale Ordnung Emotionen produziert und umgekehrt Emotionen soziale Ordnung produzieren» (S. 153). Dem Vorhaben, Neid als komplexes Zusammenspiel von Persönlichkeit, Organismus, Sozialstruktur und Kultur analytisch beizukommen, lebt die Autorin in ihrem Buch zwar nach, lässt aber kategorielle Gewichtungen offen. Referentiell fallen vermehrte Bezüge zu Forschungen von Jürgen Gerhard, Rolf Haubl, Sighard Neckel und Verena Kast auf.

Das Schlusswort der Untersuchung ist vergleichsweise kurz ausgefallen (S. 201–203) und enthält in geraffter Form allerlei Substanzen, Strukturen und Funktionen von gesellschaftlich relevantem Neid. Neid, so fasst die Autorin den Befund nach der Sichtung der Neidliteratur der letzten 50 Jahre zusammen, ist also allgemein eine Emotion, – ein Gefühl, das allem Anschein nach langlebig, widerstandsfähig, universell, sozial und funktional ist und im gesellschaftlichen Zusammenleben grundlegende Beitragsleistungen erfüllt: «Neid verweist immer auch auf einen Mangel. Während der einzelne den Neid vor allem als Warnsignal eines bedrohten Selbstwertes verstehen und nutzen kann, fungiert er für die Gesellschaft als Warnsignal sozialer Ungerechtigkeit und fördert Konformität [...] Neid dient also womöglich als schmerzhaftes Warnsignal bei sozialer Exklusion [...] Der Neid geht unvermeidlich einher mit den Konkurrenzstrukturen, die für die vorherrschende kapitalistische Ordnung konstitutiv sind, er ist gleichsam ihre Karikatur [...]. Neid ist mehr als nur blosser Missgunst» (S. 201–203).

Die Studie hinterlässt trotz ihrer Qualitäten gemischte Eindrücke. Auf der einen Seite wird hier respektables Wissen über die Neidforschung ausgebreitet und gebündelt, was sehr nützlich und wertvoll ist und dem Leser/der Leserin viele Zugänge vermittelt. Inhaltlich überzeugt im Besonderen das letzte Kapitel, – vor allem dort, wo es um die Verwebung von Neid im Rahmen einer neueren Emotionssoziologie geht, dies unter Anlehnung an die Forschungen von Jürgen Gerhards. Auf der anderen Seite scheint aber vieles aus anderen Forschungen etwas additiv aneinandergereiht, oft in zufällig anmutender Weise platziert und die Strukturverankerung übers Ganze im einzelnen nicht begründend. Man vermisst konkret Bemerkungen zum Funktionsbegriff (Titel) und bedauert, dass die interdisziplinäre Untersuchung auf klassische Beiträge aus der Kulturanthropologie verzichtet hat (z.B. George W. Foster: *The Anatomy of Envy. A Study in Symbolic Behavior*. In: *Current Anthropology* 13/2 (1972), 165–202) und mit einigen AutorInnen eher unkritisch umgeht. Die Leserschaft dieser Dissertation wird mit ambivalenten Eindrücken entlassen und hat aus dem breit gestreuten, soliden Wissen über Neid, Neidgefühle und Neidverhalten angestossene Kohärenzen selber herzustellen. Der Puzzle-Effekt schlägt in dieser Untersuchung verschiedentlich durch. Ueli Gyr

MARKUS TAUSCHEK: *Kulturerbe. Eine Einführung*. Berlin: Dietrich Reimer, 2013, 212 S., Abb.

Markus Tauschek, der vor einigen Jahren eine beachtenswerte Dissertation *Wertschöpfung aus Tradition. Der Karneval von Binche und die Konstituierung kulturellen Erbes* (im Druck erschienen 2010) vorgelegt hat, zählt zu den produktivsten Vertretern der Europäischen Ethnologie auf dem Gebiet der *Heritage Studies*. Nun hat der Kieler Juniorprofessor in der Reihe *Reimer Kulturwissenschaften* ein Buch verfasst, von dem schon jetzt gesagt werden kann, dass es aus den einschlägigen Anmerkungsapparaten des Faches und darüber hinaus bald nicht mehr wird wegzudenken sein.

Hinter dem zurückhaltend knappen Dreiworttitel *Kulturerbe. Eine Einführung* verbirgt sich eine immense Belesenheit demonstrierende, zugleich aber eine höchst eigenständige und anregende Auseinandersetzung mit Idee und Praxis kulturellen Erbes. Tauschek möchte «einerseits Studierenden kulturwissenschaftlich argumentierender Disziplinen eine breite Grundlage der aktuellen Kulturerbe-Forschung anbieten [und] all jene, die professionell mit kulturellem Erbe zu tun haben, neugierig [...] machen, sich mit den verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven auf kulturelles Erbe auseinanderzusetzen» (S. 29). Diesen Spagat meistert der Band mit Bravour, indem er das Feld in sieben übersichtlichen, von einer anschaulichen Einführung und einem für unser Fachverständnis wichtigen Ausblick gerahmten Kapiteln durchschreitet. Innerhalb dieser Abschnitte – sie reichen von der *Geschichte des Kulturgüterschutzes* bis zur Frage nach *Erbe und Eigentum* und zu *Kulturerbe als touristische Destination* – gelingt es Tauschek begriffssicher die historischen und theoretischen Grundlinien zu entfalten und immer wieder exemplarisch oder anhand ausführlicher besprochener Fallbeispiele zu vertiefen. Hier weiß besonders die Aktualität der skizzierten Konflikte wie auch der insgesamt berücksichtigten Literatur zu beeindrucken.

Tauscheks breites Verständnis der Sache eröffnet perspektivenreich unterschiedliche Kontexte: «Kulturerbe [resultiert] aus all jenen Mechanismen und kulturellen Praktiken [...], die – salopp formuliert – etwas mit Kultur machen» (S. 28). Ein besonderer Verdienst des Bandes liegt in der

geschichtlichen Situierung der *avant la lettre* als Kulturerbe zu verstehenden Diskurse und Praktiken um *Musealisierung* und *Geschichtskultur* (vgl. die entspr. Kap. S. 54ff. u. 73ff.). Dass dabei auch eine besondere historisch gewordene Zuständigkeit der volkskundlichen Kulturwissenschaft reklamiert wird, hätte allerdings vielleicht einer etwas breiter argumentierten Akzentuierung bedurft, als dies durch den Einbezug der Heimatschutzbewegung und einiger museumshistorischer Spezifika möglich ist.

Dennoch überzeugt die aus der Untersuchung jüngerer Entwicklungen geschärfte Auseinandersetzung mit älteren Schichten des Kulturgüterschutzes, weil diese im Lichte des theoretischen Instrumentariums und der Aufmerksamkeit gegenwärtiger Forschung als von Machtprozessen durchwirkte Verhandlungen kultureller Ressourcen erkennbar werden – Verhandlungen, in denen nicht zuletzt dem Wissen der Geschichts- und Kulturfächer eine zentrale Rolle zukommt und die umgekehrt nicht zuletzt zu deren Konstituierung beitragen. Diese sozusagen transformationsorientierte Perspektive wird auch eingenommen in den besonders ergiebigen Kapiteln zum *UNESCO-Welterbe*, zu *Intangible Cultural Heritage* und besonders in dem Abschnitt zu Fragen des kulturellen Eigentums, in denen programmatisch nicht nur Effekte der Unterschutzstellung, sondern auch die Voraussetzungen global wirksamer Regimes, ihre kulturpolitische Genese und die damit verbundenen Machtansprüche diskutiert werden.

Markus Tauschek argumentiert in dem vorliegenden – in klarer Sprache gehaltenen und übersichtlich angelegten – Band mehrfach für mehr mikroperspektivische Forschung, um so die spezifische Situiertheit von Wissen und Praxis um kulturelles Erbe besser verstehen zu können. Dem Argument ist uneingeschränkt zu folgen, wie nicht zuletzt die vom Autor anschaulich referierten Beispiele aus der internationalen (vornehmlich europäischen) und eigenen Forschung demonstrieren. Leider ist der Darstellung ein stark deutsch(sprachig)er Fokus zu Eigen und beschränkt sich der Einbezug internationaler Forschung mehr oder weniger auf die in der Europäische Ethnologie bereits wahrgenommenen Beiträge aus den USA und dem Horizont der – wenn man so sagen will – SIEF-affinen Fachlandschaft. Dessen ungeachtet liegt der Verdienst dieses Bandes gerade nicht in der materialreichen Argumentation, sondern in der Zusammenführung der wichtigsten Konzepte und Reflexionen aus der in den letzten Jahren konjunkturfhaft anwachsenden Forschung. Daher ist man dann nach der Lektüre dieser hervorragenden Einführung auch erleichtert, wenn die fachlichen Anschmiegeversuche an das wachsende Feld durchgängig reflektiert bleiben und die spezifische Aufgabe unseres Faches – der Bezug zwischen politisch-institutionellen und lebensweltlichen Dimensionen (vgl. S. 186) – nicht allein der kultur(erbe)kritischen Dekonstruktion überlassen werden.

Bernhard Tschofen

Anmerkungen

- ¹ Das vollständige Inhaltsverzeichnis und das Vorwort von Hermann Bausinger lassen sich online einsehen unter <http://www.kpuv.de/Tagung2012.html>.
- ² Die kommende Tagung der Kommission im Oktober 2014 widmet sich unter anderem diesem Aspekt der Erlebnisdimensionen am Beispiel von Fankulturen. Siehe www.kpuv.de/Tagung2014.html.
- ³ Regina Bendix: *In Search of Authenticity. The Formation of Folklore Studies*, Madison: University of Wisconsin, 1997, S. 220.
- ⁴ Michel Foucault: *In Verteidigung der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001, S. 291f.
- ⁵ Voir les concepts de mémoire fonctionnelle et de mémoire de stockage d'Aleida Assmann. Assmann, Aleida : *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck, 1999.
- ⁶ «Si on entreprend de tout archiver, tout numériser, tout restaurer, tout garder, ce n'est pas un outil de savoir, de culture, de libération que l'on met au service de l'homme de demain, c'est un gouffre dans lequel on se précipite.» Lacroix, Michel : *Le principe de Noé, ou l'Éthique de la sauvegarde*. Paris : Flammarion 1997, p.412.

Eingesandte Bücher

- ANGERER, BRIGIT et al. (Hg.): Gutes Wetter. Schlechtes Wetter. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum, 2013 (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen, 5), 254 S.
- BACHMANN-GEISER, BRIGITTE (Hg.): Der klingende Jahreskreis. Melodien, Rhythmen und Lärm in Volksbräuchen der Schweiz. Oberhofen: Zytglogge, 2013, 1 CD.
- BALLHAUS, EDMUND (Hg.): Dokumentarfilm. Schulen – Projekte – Konzepte. Berlin: Reimer, 2013, 420 S.
- BAREITHER, CHRISTOPH et al. (Hg.): Unterhaltung und Vergnügung. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkulturwissenschaft. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2013, 200 S.
- BARTH, ULRICH/CHRISTIAN HÖRACK: Basler Goldschmiedekunst. Meister und Marken – 1267 bis heute. Basel: Schwabe, 2013, 339 S.
- BISCHOFF, CAROLINE et al. (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern: Haupt Verlag, 2014 (UTB), 576 S.
- BRONFEN, ELISABETH/KUNST- UND AUSSTELLUNGSHALLE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (Hg.): Kleopatra – die ewige Diva. Katalog zur Ausstellung Kunst- und Ausstellungshalle, Bonn, 28.6.-6.10.2013. München: Hirmer, 2013, 336 S.
- DIETRICH, SYLVIE et al. (Hg.): So spricht: Ja, mit Gottes Hilfe. Die Konfirmation in evangelischen Gemeinden. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum, 2013 (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim, 68), 188 S.
- DÜSELDER, HEIKE et al. (Hg.): Umweltgeschichte. Forschung und Vermittlung in Universität, Museum und Schule. Köln: Böhlau, 2014, 256 S.
- EDER, FRANZ X. et al. (Hg.): Kulturen des Ökonomischen. Historisch-kulturwissenschaftliche Beiträge. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2013 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, 36), 197 S.
- EIGMÜLLER, MICHAELA (Hg.): Griffel, Füller, Tintenkiller. Volksschulen im ländlichen Bayern 1945-1970. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum, 2013 (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim, 67), 211 S.
- FENSKE, MICHAELA: Demokratie erschreiben. Bürgerbriefe und Petitionen als Medien der politischen Kultur (1950-1974). Habil. Göttingen. Frankfurt am Main: Campus, 2013, 437 S.
- FISCHER, KATHRIN et al. (Hg.): Kastenbilder zum Gedenken an Hochzeit und Tod. Faszination eines vergangenen Brauchs. Münster: Waxmann, 2013, 260 S.
- FURRER, MARKUS et al. (Hg.): Fürsorge und Zwang. Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz 1850-1980. Bern: Schwabe, 2014 (Itinera, 36), 360 S.
- GAJEK, ESTHER: Seniorenprogramme an Museen. Alte Muster – neue Ufer. Münster: Waxmann, 2013 (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 25), 320 S.
- GREENAWAY, PETER: The Dance of Death – Der Tanz mit dem Tod. Ein Basler Totentanz. Basel: Merian Verlag, 2013, 92 S.
- GYR, UELI: Schnittstelle Alltag. Studien zur lebensweltlichen Kulturforschung. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. von Thomas Hengartner. Münster: Waxmann, 2013, 446 S.
- HOCHHUTH, ROLF: Invasionen. Zur Ethnologie von Geschichte. Bern: Schwabe, 2014, 231 S.
- HOINS, KATHARINA et al. (Hg.): Schnittstellen. Die Gegenwart des Abwesenden. Berlin: Reimer, 2014 (Schriftenreihe der Isa-Lohmann-Siems-Stiftung, 7), 266 S.
- HUTHER, HEINZ: Zauberschwert und Teufelsmesser. Zur Kulturgeschichte von Messern und Klängen in der populären Erzähltradition. Frankfurt aM: Peter Lang, 2013 (Beiträge zur europäischen Ethnologie und Folklore; Reihe A, 8), 413 S.
- JEGGLE, UTZ: Das Fremde im Eigenen. Beiträge zur Anthropologie des Alltags. Hrsg. von Bernhard Tschöfen et al. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2014 (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 115), 348 S.
- KAMMERHOFER-AGGERMANN, ULRIKE (Hg.): Religionen im Land Salzburg. Kalender 2014. Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2013 (Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 19), 35 S.
- KAMPFER, ANGELIKA: Alt – umsorgt, versorgt. Köln: Böhlau, 2013, 95 S.
- KANZ, KRISTINA-MARIA: Medienkonsum und Delinquenz. Panelanalysen zu den Wirkungen des Gewaltmedienkonsums von Jugendlichen. Münster: Waxmann, 2014 (Kriminologie und Kriminalsoziologie, 12), 420 S.

- KLINKERT, THOMAS et al. (Hg.): *Katastrophe und Gedächtnis*. Berlin: De Gruyter, 2014 (*Linguae & Litterae*, 25), 445 S.
- KOCH, MARIA: *Frauen erleben Stadt. Die Konstruktion der Geschlechterverhältnisse im öffentlichen Raum*. Marburg: Jonas Verlag, 2013 (*Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie*, 16), 80 S.
- KRAMER, DIETER: *Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaften*. Hrsg. von Johanna Rolshoven. Marburg: Jonas Verlag, 2013 (*Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie*, 15), 248 S.
- KUBE, KRISTIN: *Hochseefischer. Die Lebenswelt eines maritimen Berufstandes aus biografischer Perspektive*. Münster: Waxmann, 2013 (*Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland*, 123), 424 S.
- LANFRANCHI, CORINA: *Gut zum Druck. Streifzüge durch 525 Jahre Druck- und Verlagsgeschichte in Basel*. Basel: Schwabe, 2013, 431 S.
- LANGER, LYDIA: *Revolution im Einzelhandel. Die Einführung der Selbstbedienung in Lebensmittelgeschäften der Bundesrepublik Deutschland (1949–1973)*. Köln: Böhlau, 2013 (*Kölner Historische Abhandlungen*, 51), 445 S.
- LEHNERT, GERTRUD: *Mode. Theorie, Geschichte und Ästhetik einer kulturellen Praxis*. Bielefeld: Transcript, 2013, 193 S.
- MARTIN, ANDREAS (Hg.): *Die Flusslandschaft Mulde. Geschichte und Wahrnehmung*. Dresden: Thelem, 2013 (*Geschichte und Volkskunde*, 30), 288 S.
- MAY, HERBERT: *Grundzüge des bäuerlichen Hausbaus um Nürnberg vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum, 2013 (*Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim*, 69), 397 S.
- MAY, HERBERT et al. (Hg.): *Der Reichswald. Holz für Nürnberg und seine Dörfer*. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum, 2013 (*Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim*, 66 / *Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft*, 52), 217 S.
- MEDE-SCHELENZ, ANJA: *Musealisierung, Volkskultur und Moderne um 1900. Die Sammlung zur ländlichen Kleidung des Vereins für sächsische Volkskunde*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013 (*Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde*, 43), 244 S.
- MOHRMANN, RUTH-E. (Hg.): *Volkskunde im Spiegel von Literaturbesprechungen einer landesgeschichtlichen Zeitschrift*. Münster: Waxmann, 2013 (*Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie*, 18), 330 S.
- OLSON, GRETA: *Criminals as Animals from Shakespeare to Lombroso*. Berlin: De Gruyter, 2013, 354 S.
- ROLSHOVEN, JOHANNA et al. (Hg.): *Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur*. Marburg: Jonas Verlag, 2014 (*Cultural Anthropology meets Architecture*, 1), 160 S.
- RÜEGG, WALTER/ROGER THIRIET: *On Air. Dreissig Jahre Lokalradios in der Schweiz*. Basel: Merian, 2013, 250 S.
- SCHEER, MONIQUE (Hg.): *Bindestrich-Deutsche? Mehrfachzugehörigkeit und Beheimatungspraktiken im Alltag*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2013, 339 S.
- SCHINDLER, THOMAS et al. (Hg.): *Die Burg im Blick. Volkskundliches zu einem populären Ort (Hessische Blätter für Volkskunde, 48)*, 2013, 224 S.
- SCHIPPERS, NICOLE: *Die Funktionen des Neides. Eine soziologische Studie*. Marburg: Tectum, 2012, 216 S.
- SCHLAG, CHRISTINA et al. (Hg.): *Echt hessisch? Land – Leben – Märchen. Real Hessian? Country – Life – Fairy Tales*. Marburg: Jonas Verlag, 2013, 112 S.
- SIEVERS, KAI DETLEV (Hg.): *Kieler Berufe im Wandel 1869/1909*. Husum: Husum, 2013 (*Sonderveröffentlichung der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte*, 71), 262 S.
- SIMON, MICHAEL et al. (Hg.): *Episteme der Romantik. Volkskundliche Erkundungen*. Münster: Waxmann, 2013 (*Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde*, 8), 196 S.
- TAUSCHEK, MARKUS: *Kulturerbe. Eine Einführung*. Berlin: Reimer, 2013, 240 S.
- TANGHERLINI, TIMOTHY R.: *Danish Folktales, Legends, and Other Stories*. Copenhagen: Museum Tusulanum Press, 2013 (*New Directions in Scandinavian Studies*), 234 S., 1 DVD.
- TIETMEYER, ELISABETH et al. (Hg.): *Museum – Forschung – Vernetzung. Symposium für Konrad Vanja am 21.12.2012*. Münster: Waxmann, 2013 (*Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen*, 14), 116 S.
- TSCHERNOKOSHEWA, ELKA et al. (Hg.): *Über Dualismen hinaus. Regionen – Menschen – Institutionen in hybridologischer Perspektive*. Münster: Waxmann, 2013 (*Hybride Welten*, 6), 343 S.
- ZIEHE, IRENE et al. (Hg.): *Fotografie und Film im Archiv. Sammeln, Bewahren, Erforschen*. Münster: Waxmann, 2013 (*Visuelle Kultur. Studien und Materialien*, 6), 264 S.